

Band 3207

Neuer Roman

BASTEI

G-man *Jerry Cotton*

Der Kriminalroman, von dem die Welt spricht



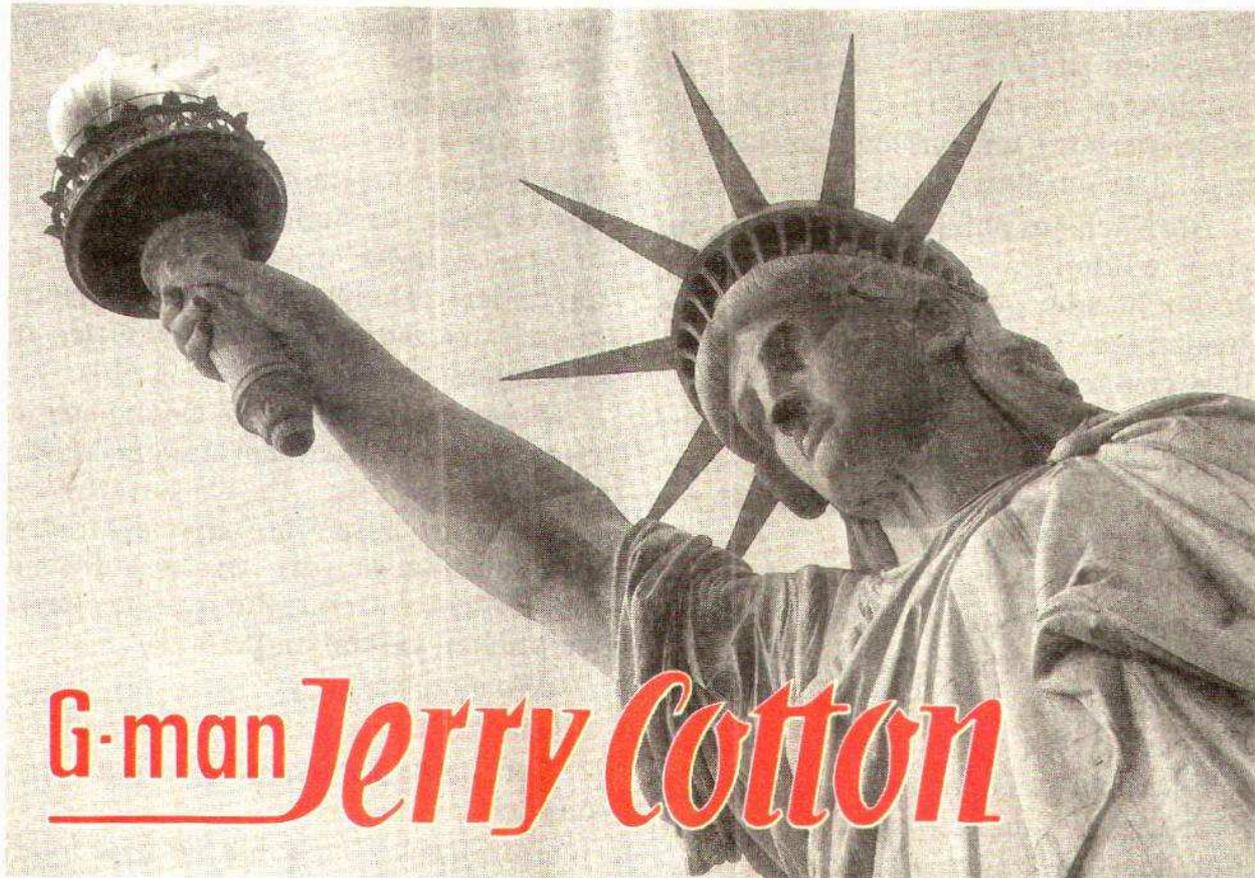
Sex kills

Band 3207 • Deutschland 1,80 €

Österreich 2,10 € • Schweiz 3,50 CHF

Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,50 € / Griechenland 2,50 € / Portugal cont. 2,50 €





Sex kills

Trübgraue Nebelschwaden krochen wie zerlumpte Gespenster, lautlos und sich fortwährend verändernd, durch den frühmorgendlichen Central Park.

Die Stadt, von der behauptet wird, dass sie niemals schläft, schlief noch. Ein einsamer Jogger, der sich selbst scherzhaft als Früh-Frühaufersteher bezeichnete, spulte wie in Trance sein alltägliches Fitnessprogramm ab – nicht ahnend, dass ihn gleich ein fürchterlicher Schock mit der Wucht eines Keulenschlags treffen würde.

Sein Name war Tye Cooke. Er lief mit federnden Schritten, hatte schon etliche Marathonmeilen in den Beinen und bereitete sich zurzeit auf die Teilnahme an einem Ironman-Event in Kanada vor. Alle Bänke, an denen er vorbeikam, waren, wie gewohnt, leer. Nur eine nicht.

Auf der saß jemand. Eine junge Frau. Allein. Halb nackt. Um diese Zeit. Der musste doch kalt sein. Cooke wurde langsamer und blieb schließlich stehen.

»Miss. Ist alles in Ordnung, Miss?«

Sie reagierte nicht, schien ihn überhaupt nicht wahrzunehmen. Ihr Kopf hing weit nach vorne. Ihr langes blondes Haar ließ nichts von ihrem Gesicht erkennen.

Cooke näherte sich ihr. »Ist Ihnen nicht gut, Miss?«

Schweigen.

»Brauchen Sie Hilfe? Kann ich etwas für Sie tun?«

Da sie noch immer nicht antwortete, begann sich Cookes Sonnengeflecht allmählich unangenehm zusammenzuziehen. Hoffentlich ist sie nicht ...

Er dachte seine beklemmende Befürchtung nicht zu Ende. Vielleicht schläft sie nur, ging es ihm durch den Sinn. Oder sie ist schwerhörig und hat nicht mitbekommen, dass ich sie angesprochen habe.

Als Nächstes nahm er an, dass sie auf einer wilden Party zu viel getrunken, geraucht oder geschnupft – oder alles zusammen – und auf dem Heimweg hier Rast gemacht hatte.

Er berührte ihre kalte Schulter. Sie kippte langsam zur Seite, und in Cookes Kopf explodierte der Gedanke: Meine Güte, sie ist tot!

Panik erfasste ihn. Das Mädchen war seine erste Leiche. Er hatte noch nie einen toten Menschen gesehen. Zwischen seinen Schläfen herrschte ein heilloser Durcheinander.

Er brachte nichts mehr richtig auf die Reihe, war völlig konfus. Ihm war zwar klar, dass er jetzt etwas tun musste, aber er konnte sich zu nichts entschließen, und als in den nahen Büschen plötzlich Zweige knackten, war er kurz davor, komplett durchzudrehen.

Er zuckte heftig zusammen. »He! Hallo! Wer ist da?« Blätter bewegten sich. War das der Wind? Ohne zu begreifen, was er tat und dass er sich möglicherweise in Gefahr begab, näherte er sich angespannt den Büschen. »Ist da jemand?« Er vibrierte innerlich und ballte die Hände zu Fäusten. »Komm heraus, Mann. Deine Freundin ist tot. Komm her, verdammt noch mal. Du hast eine Verantwortung, vor der du dich nicht drücken darfst.«

Niemand erschien. Tye Cooke trug sein Smartphone in einer atmungsaktiven knallgelben Nike-Handytasche am Oberarm. Er hatte es noch nie gebraucht,

wenn er so früh am Morgen unterwegs gewesen war.

Jetzt war er froh, dass er es trotzdem noch nie zu Hause gelassen hatte. Er wählte den Polizeinotruf und stammelte wirres Zeug ins Handy.

Kein Wunder, dass sich der Beamte am anderen Ende überhaupt nicht auskannte und ihn eindringlich bat, sich zu beruhigen.

»Beruhigen?«, schrillte Cooke hysterisch. »Ich soll mich beruhigen? Mann, sind Sie noch zu ...?« Er unterbrach sich, schloss kurz die Augen, schluckte und fuhr heiser fort: »Entschuldigen Sie, Officer ... Ich stehe hier vor einer weiblichen Leiche und ...«

»Wo sind Sie?«

»Das habe ich doch schon gesagt.«

»Ich habe Sie akustisch nicht verstanden.«

»Im Central Park. Ich befinde mich im Central Park.«

»Wo genau?«

Cooke blickte sich hektisch um und nannte dem Mann am anderen Ende seine momentane Position.

»Wie ist Ihr Name, Sir?«

»Tye Cooke«, antwortete der Läufer genervt. Er hatte seinen Namen doch schon genannt. Oder etwa nicht?

»Ihre Adresse?«

Er nannte auch sie.

»Und wie heißt die Tote?«

»Woher soll ich das denn wissen?«, gab Cooke aufgewühlt zurück.

»Sie kennen sie nicht?«

»Nein. Woher denn? Hören Sie, ich bin Hobbysportler. Ich laufe hier, wie jeden Morgen, meine Runde, sehe plötzlich eine halb nackte junge Frau auf einer Bank sitzen, denke mir, da kann etwas

Titelfoto: (Film) »Naked Weapon« / ddp-images

Die auf unseren Titelfildern dargestellten Schauspieler stehen in keiner Beziehung zu dem Romantitel und dem Inhalt dieses Bastei-Romans.

nicht stimmen – und als ich sie anfasse, kippt sie um ...«

»Sie haben die Tote berührt?«

»Warum nicht? Klar habe ich sie berührt. Ich dachte, sie würde Hilfe brauchen.«

»Wieso wissen Sie, dass sie tot ist, Mister Cooke? Sind Sie Arzt?«

»Nein, bin ich nicht. Aber die Frau ist eiskalt und regt sich nicht mehr. Die ist nicht bloß ohnmächtig, Officer. Wenn die nicht tot ist, fresse ich meine Laufschuhe.«

Der Beamte forderte Tye Cooke auf, zu bleiben, wo er war, und auf den NYPD-Streifenwagen zu warten, der in Kürze bei ihm eintreffen würde.



»Frage«, sagte ich zu meinem Partner, während wir auf dem Weg zu Mr. High waren.

Zwei Kollegen kamen uns auf dem Flur der FBI Headquarters entgegen. Sie grüßten uns. Wir grüßten zurück. Phil zog die linke Augenbraue hoch und sah mich abwartend an. Er wirkte müde, hatte letzte Nacht wohl nicht viel Schlaf bekommen.

»Wieso konnte ich dich gestern Abend nicht erreichen?«, wollte ich wissen. »Ich hab's dreimal versucht.«

»Wann?«

»So gegen acht Uhr.«

»Ich war zu Hause.«

»Und warum bist du nicht rangegangen?«

»War's was Wichtiges?«

»Zeerookah wollte mit uns einen neuen Franzosen in der Sechsvierzigsten testen, Phil.«

»Und? Wie war er?«

Ich küsste meine Fingerspitzen. »Magnifique.«

»Ich hatte Besuch.«

»Kenne ich sie?«

Phil schmunzelte kryptisch. »Wer sagt, dass es eine Sie war?«

Ich ging nicht näher darauf ein, hatte aber einen ganz bestimmten Verdacht. Da war kürzlich am Pier 17 eine höchst attraktive Brünnette gewesen, die für eine Pizzeria bunte Flyer verteilt und meinem Partner schöne Augen gemacht hatte. Wenn man von so jemandem daheim besucht wird, haben Anrufer verständlicherweise keine Chance.

Wir betraten Helens Reich. Die gut aussehende, dunkelhaarige, stets tipp-topp gekleidete Sekretärin unseres Chefs empfing uns mit einem strahlenden Lächeln.

Ich zeigte auf sie und sagte zu Phil: »Na? Ist das ein Anblick?«

Er nickte grinsend. »Und schon ist unser Tag gerettet.«

Helen lachte. »Schmeichler.« Sie wies auf die Tür, die in John D. Highs Allerheiligstes führte. »Ihr werdet erwartet. Kaffee?«

»Von dir – immer«, gab ich zurück.

Mr. High erwartete uns nicht allein. Zwei Männer waren bei ihm. Dem einen sah man den texanischen Rinderbaron schon von Weitem an. Auch ohne Sporen an den gespitzten und kunstvoll verzierten Lederstiefeln, dafür aber mit einer klobigen Silberschnalle am extrabreiten Gürtel.

Der andere sah aus, als wäre er gerade einem Hochglanz-Männermagazin entstiegen. Mit den scharfen Bügelfalten seines mitternachtsblauen Anzugs hätte man einen Brotlaib in Scheiben schneiden können.

Er machte auf mich einen steifen, arroganten, selbstgefälligen Eindruck – ein Narziss, der niemanden so sehr liebte wie sich selbst.

Es fiel den Menschen, mit denen er

zu tun hatte, bestimmt nicht leicht, ihn zu mögen. Wahrscheinlich legte er auch gar keinen gesteigerten Wert darauf, mit irgendjemandem gut auszukommen.

Mr. High machte uns mit den beiden Gentlemen bekannt. Der »Cowboy« hieß Hugh Harrison und der Geschniegelte war Murray Coulter, Harrisons New Yorker Anwalt. John D. High forderte uns auf, Platz zu nehmen. Ich sah Leid, Kummer und Trauer in Hugh Harrisons grauen Augen. Sein Anwalt schien ihn mit tröstenden Blicken aufbauen zu wollen, doch ich hatte nicht den Eindruck, dass ihm das auch gelang. Irgendetwas Schlimmes schien vorgefallen zu sein. Helen brachte uns ihren 1-a-Kaffee und zog sich gleich wieder zurück.

»Mister Harrisons Tochter wurde vor zwei Tagen auf einer Bank im Central Park tot aufgefunden«, begann unser Chef.

Jetzt war mir klar, warum der Rinderbaron so fertig aussah. »Das tut uns aufrichtig leid, Sir«, sagte ich in seine Richtung.

Harrisons Miene ließ erkennen, wie sehr er litt. Er seufzte, als würde eine immens schwere Last auf seine Schultern drücken. »Ella war mein Ein und Alles. Ich habe sie sehr geliebt.«

»Ein Jogger hat sie frühmorgens entdeckt«, informierte uns Mr. High. »Sie war spärlich bekleidet. Inzwischen wissen wir, dass sie an einer Überdosis Heroin gestorben ist.«

»Sie hat sich angeblich den goldenen Schuss gesetzt, aber das glauben wir nicht«, warf Murray Coulter entschieden ein. Er hatte eine unangenehm kratzige Stimme.

»Sie hatte noch die Nadel im Arm«, berichtete der Assistant Director in Charge.

Hugh Harrison schüttelte grimmig den Kopf. »Meine Tochter war kein verdammter Junkie«, stieß er unbeherrscht

und mit roten Flecken an den Wangen hervor. An seiner Schläfe zuckte eine dünne Ader. »Sie hat Drogen jeder Art stets verabscheut. So habe ich sie erzogen. Nicht einmal für Alkopops konnte sie sich erwärmen. Sie hat immer nur Fruchtsäfte getrunken. Und stilles Wasser. Ella war ihr Leben lang clean – und plötzlich sagt man mir, sie hätte sich den goldenen Schuss gegeben. Niemals! Das glaube ich nicht. Das ist rundweg absurd und völlig ausgeschlossen. Das kann nie und nimmer wahr sein.«

Wenn er recht hatte und über seine einundzwanzigjährige Tochter wirklich so gut Bescheid wusste – was ich, bei allem Respekt, ein wenig bezweifelte –, musste sie ermordet worden sein. Wir erfuhren, dass Harrison in Dallas lebte. Warum war seine Tochter nach New York gegangen? Um von der Liebe ihres offenbar sehr dominanten Vaters nicht erdrückt zu werden? Hatte sie frei sein wollen?

Wäre das in Dallas, zu nah bei Daddy, nicht möglich gewesen? Ich trank einen Schluck Kaffee und stellte diesbezüglich sehr vorsichtig und mit dem nötigen Feingefühl ein paar unverfängliche Fragen.

»Ella wollte Schauspielerin werden«, erklärte der texanische Viehzüchter. »Sie hatte Talent, spielte als Teenager bereits in einigen viel beachteten Highschool-Aufführungen mit, war wirklich begabt. Deshalb legte ich ihr auch nichts in den Weg, als sie mir eröffnete, sie würde gerne hier in New York Schauspielunterricht nehmen. Damit sie finanziell problemlos über die Runden kam, habe ich ihr jeden Monat Geld geschickt, und wir haben oft miteinander telefoniert. Sie machte auf mich stets einen äußerst glücklichen Eindruck. Sie können sich nicht vorstellen, wie mir zumute war, als ich aus völlig heiterem Himmel diesen entsetzlichen Anruf bekam und man mir mitteilte, dass mein Baby nicht mehr lebt.«

Harrison, dieser große, starke Mann,

den in seinem bisherigen Leben bestimmt noch nie etwas umgehauen hatte, hatte mit einem Mal Tränen in den Augen.

Murray Coulter legte mit finsterner Miene die Hand flach auf den Tisch. »Wir erwarten eine rasche, lückenlose Aufklärung dieses abscheulichen Verbrechens!«, sagte er in einem Tonfall, der mir nicht behagte.

Es klang nämlich wie ein harscher Befehl, ja beinahe wie eine versteckte Drohung, und eine dermaßen impertinente Anmaßung stand diesem arroganten Schnösel meiner Ansicht nach absolut nicht zu. Mein Gefühl sagte mir, dass er ein Mann ohne moralischen Kompass war.

Ich wechselte mit Phil einen kurzen Blick. Mein Partner sah aus, als hätte er liebend gern Murray Coulters sorgfältig gebügelten Anzug zerknittert und ihm den wie mit einem Lineal gezogenen Scheitel verbogen.

Wir mochten es nicht, wenn man so mit uns redete. Mr. High wusste das. Er versicherte dem grobknochigen Texaner und dessen aufgeblasenem New Yorker Rechtsbeistand, dass der Fall bei uns in besten Händen sei.



Andrew Abernathy war ein sogenannter Fänger. Er sah fantastisch aus, war eloquent und hatte erstklassige Manieren. Dass es ihm die Frauen nicht allzu schwer machten, bei ihnen zu landen, wunderte niemanden.

Er wartete, sportlich-salopp gekleidet, in der überfüllten Ankunftshalle des LaGuardia Airport auf eine gut gebaute Schönheit namens Zoe Morosco aus Delaware, die er kürzlich in einem Datingportal kennengelernt hatte – beste Ware für die Organisation, für die er seit zwei Jahren recht erfolgreich tätig war.

Jung, hübsch, unternehmungslustig, vertrauensselig und dumm. Nach diesen Kriterien suchte er sich seine Opfer aus. Es folgten ein paar nette »Gespräche« in privaten Chatrooms, gewürzt mit vertrauenerweckenden Floskeln, wie junge Frauen sie gerne lasen, individuell auf die Zielperson abgestimmte, zu Herzen gehende Beichten, erste zaghafte Sympathiebekundungen, Austausch von intimen Selfies – und schon war die Sache geritzt. Das war Andrew Abernathys Masche, mit der er der Organisation bereits elf Mädchen verschafft hatte.

Sein Handy klingelte. »Ja?«, meldete er sich.

»Wo bist du?«, fragte der Anrufer.

»LaGuardia Airport.«

»Ist sie schon da?«

»Ihre Maschine ist gerade gelandet.«

»Ich bin gespannt, ob sie wirklich so heiß aussieht, wie du gesagt hast.«

Andrew Abernathy lachte. »Wenn sie mir nicht Fotos von ihrer besten Freundin geschickt hat, wird die Organisation mit ihr viel Kohle machen.«

»Lass die Kleine bloß nicht mehr vom Haken!«

»Habe ich das schon mal?«, gab Abernathy mürrisch zurück. »Sei unbesorgt. Ich weiß, was ich zu tun habe. Ist ja nicht mein erster Job.«

»Wann können wir die Puppe abholen?«

»Ich rufe dich in einer Stunde an ... Da kommt sie.«

»Viel Glück.«

»Brauche ich nicht«, antwortete Andrew Abernathy selbstbewusst und legte auf.



Wir verließen Mr. Highs Büro. Als Helen Phils saure Miene sah, fragte sie: »War der Kaffee nicht in Ordnung?«

»Der war wie immer ein Erlebnis«, gab er grummelnd zurück. »Aber dieser Anwalt ... Wofür hält der sich? Kommt hierher und spielt den wilden Mann. Wo sind wir denn? Ich musste mich sehr zurückhalten, um ihm nicht tüchtig meine Meinung zu geigen.«

Ich legte meinem Partner beschwichtigend die Hand auf die Schulter. »Komm runter, Phil.«

Aber er wollte sich nicht so schnell beruhigen. »Der durchgestylte Lackaffe hat keine Manieren«, tönte er mit funkelnden Augen. »Der weiß nicht, wie man sich hier zu benehmen hat. Wir sind nicht seine Lakaien.«

»Jaja, schon gut. Lass Dampf ab und vergiss ihn!«

»Ich sage dir, der wird uns noch einigen Ärger machen, Jerry.«

»Dann werden wir ihm zeigen, wo sein Platz ist. Ab und zu laufen einem so unleidliche Individuen über den Weg. Da kann man nichts machen.«

Wir verließen Helens Vorzimmer.

»Ich wünsche euch trotzdem einen schönen Tag!«, rief sie uns nach.

»Wir werden, wie immer, das Beste daraus machen«, gab ich zurück und schloss die Tür.

Wenig später forderten wir sämtliche Unterlagen an, die wir für unsere Ermittlungsarbeit benötigten. Polizeiprotokoll, Zeugenaussage, Tatortfotos, Obduktionsbefund, Presseberichte, Zeitungsartikel und dergleichen mehr.

Ich heftete einiges, das mir wichtig erschien, davon an die Pinnwand und hoffte, dass uns bald wesentlich mehr Material zur Verfügung stehen würde.

Andrew Abernathy hatte Zoe Morosco zu sich eingeladen. Sie sollte für ein paar Tage nach New York kommen, hatte er ihr geschrieben. Es gebe in seinem Haus drei gemütliche Gästezimmer, von denen sie sich eines aussuchen dürfe, und es würde garantiert nichts passieren, was sie nicht wolle – großes Ehrenwort. Naiv, wie sie war, hatte sie ihm das geglaubt. Er hatte ihr den Flug bezahlt, eine Investition, die sich für die Organisation schon bald tausendfach rechnen würde.

Zoe erkannte Abernathy sofort und kam, einen mittelgroßen flamingofarbenen Trolley hinter sich herziehend, lächelnd auf ihn zu.

Er stellte zufrieden fest, dass sie in Wirklichkeit noch besser aussah als auf den Fotos, die sie ihm von sich geschickt hatte. Anfangs waren die Bilder recht »brav« gewesen. Doch mit der Zeit hatte Zoe ihm schon ein bisschen mehr von sich zu zeigen gewagt.

Und vorgestern hatte sie ihm im E-Mail-Anhang zum ersten Mal – sehr mutig – Aufnahmen in richtig heißen Dessous übermittelt. Ein wenig rote Spitze hier, noch weniger rote Spitze da. Nichts, oder so gut wie nichts, wurde auf den selbst geknipsten Fotos mehr der Fantasie überlassen. Für das Auge des interessierten Betrachters eine wahre Wohltat.

Fleisch gewordenes Gold, mit einem Marktwert, den nicht einmal ein Routinier wie Andrew Abernathy richtig einzuschätzen vermochte.

»Hi«, sagte sie leicht befangen.

Er setzte sein charmantestes Lächeln auf. »Hi.«

Sie warf ihr langes schwarzes Haar in den Nacken und zuckte verlegen mit den Schultern. »Da bin ich also.« Es klang fast so, als wollte sie sich entschuldigen. Ihre Schneidezähne gruben sich in die Unterlippe.

Er nahm ihren Trolley. »Freut mich, dass du meine Einladung angenommen hast.«



»Ich habe so etwas noch nie gemacht«, gestand sie ihm und schaute unsicher auf den Boden, als gäbe es da etwas immens Interessantes, gravierend Wichtiges zu sehen. »Aber deine Mails waren so ... so ... Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll. Du bist ein herzensguter Mensch. Ich hatte sofort, also von Anfang an, Vertrauen zu dir.«

»Das ist eine gute Basis für eine dauerhafte Freundschaft«, sagte Andrew Abernathy schmuseweich.

So ehrlich, wie es ihm über die Lippen kam, konnte es unmöglich gelogen sein. Zoe hängte sich erwartungsvoll und vertrauensselig bei ihm ein.

Er hatte versprochen, ihr seine Stadt zu zeigen, und darauf freute sie sich schon riesig. Wie hätte sie auch ahnen sollen, dass auf sie die Hölle wartete?



Wir begannen mit Tye Cooke, dem Hobbysportler, der möglicherweise an Schlafstörungen litt, weil er sonst wohl kaum schon die Laufschuhe angezogen hätte, wenn andere noch intensiv an der Matratze horchten.

Oder gehörte er zu der geringen Zahl von Menschen, denen einige wenige Stunden Schlaf bereits genügten? Er war für einen internationalen Paketdienst unterwegs, musste viel arbeiten und bekam, zum Ausgleich dafür, wenig bezahlt.

Wir setzten uns mit der Firmenzentrale in Verbindung, ließen uns seine Route nennen und fingen ihn in Queens, unweit der Jamaica Hills, ab.

Die grüne Witwe, der er gerade ein mittelgroßes Paket brachte, das den unübersehbaren Rundum-Aufdruck einer bekannten Elektronikfirma trug, empfing ihn in einem Morgenmantel aus roter Seide.

Obgleich sie ihre besten Jahre bereits hinter sich hatte, war sie noch

einigermaßen attraktiv und nach wie vor nicht abgeneigt, sich auf ein kurzes erotisches Abenteuer, von dem der Ehemann nicht unbedingt zu erfahren brauchte, einzulassen. Deshalb zeigte sie beim Unterschreiben verführerisch lächelnd, was dem Boten – bei allfälligem Interesse – zur Verfügung stehen würde, doch er nahm ihr gönnerhaft erotisches Angebot nicht an. Während er zu seinem Kastenwagen zurückkehrte, schloss sie enttäuscht die Haustür.

Vielleicht fragte sie sich jetzt, warum er ihrer großzügigen Offerte nicht gefolgt war. Stand er zu sehr unter Zeitdruck?

War sie ihm nicht mehr jung genug? Hatte sie ihm nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, worauf sie scharf gewesen wäre?

Wir sprachen ihn mit gezückten Dienstaussweisen an und nannten unsere Namen, als er in seinen Wagen steigen wollte.

Er deutete mit dem Kopf nach hinten. »Haben Sie das eben mitbekommen?«

»Es war nicht zu übersehen«, antwortete ich.

»Das passiert mir nicht zum ersten Mal.«

»War wohl nicht ganz leicht für Sie, standhaft zu bleiben«, nahm Phil an.

Tye Cooke wackelte mit dem Kopf. »Wenn sie zehn Jahre jünger gewesen wäre ...«

»Vor zehn Jahren hätte sie das vermutlich noch nicht nötig gehabt«, bemerkte Phil nüchtern.

»Sie meinen, da war die Auswahl für sie noch größer?«

Phil zuckte mit den Schultern. »Nehme ich mal an.«

Ich bat Cooke, zu erzählen, was er an jenem frühen Morgen vor zwei Tagen im Central Park erlebt hatte. Er wiederholte fast wortwörtlich, was im

Protokoll stand. Man hätte meinen können, er habe es auswendig gelernt, wie ein Schauspieler seine Rolle. Und dann sagte er etwas, das uns aufhorchen ließ: »Da ... da war jemand in den Büschen und hat mich beobachtet.«

»Das haben Sie nicht zu Protokoll gegeben«, sagte mein Partner.

»Nicht? Dann habe ich es wohl vergessen. Aber eben ist es mir wieder eingefallen. Ich habe den Kerl aufgefordert, herauszukommen, aber das hat das feige Schwein nicht getan.«

»Haben Sie ihn gesehen?«, fragte ich.

Tye Cooke schüttelte den Kopf. »Nur gehört.«

»Theoretisch könnte sich auch eine Frau hinter den Büschen versteckt haben«, meinte Phil.

Cooke winkte ab. »Das glaube ich nicht. Das war mit Sicherheit ein Mann. Er war dabei, als sich die Kleine den goldenen Schuss verpasste. So sehe ich das. Vielleicht hat er ihr dabei geholfen. Mag sein, dass er nicht wusste, dass sie das Zeug nicht verkraften würde, und als er dann sah, was er angerichtet hatte, bekam er es mit der Angst zu tun und machte sich aus dem Staub.« Er warf einen nervösen Blick auf seine Armbanduhr. »War's das? Ich muss weiter. Mein Chef macht mich zur Schnecke, wenn ich zu lange fürs Ausliefern brauche.« Er runzelte die Stirn. »Er schmeißt mich zwar nicht gleich raus, aber ich kriege dann einen Wagen ohne Navi und Klimaanlage und ein Gebiet, in dem man seines Lebens nicht sicher ist.«



Das Haus, in das Andrew Abernathy sein zwölftes Opfer brachte, gehörte nicht ihm, sondern der Organisation, doch das verriet er ihr natürlich nicht.

»Wow«, staunte Zoe Morosco. Der Blick ihrer rehbraunen Augen wanderte

beeindruckt über die strahlend weiße Fassade mit den schlanken Säulen, die einen großen Balkon trugen. »Hier lebst du ganz allein?«

Er holte ihren Trolley aus dem Kofferraum seines Wagens. »Vorläufig. Bis ich die Richtige gefunden habe.« Sein Blick ließ sie hoffen, dass sie das eventuell sein könnte.

»Hast du's gekauft oder geerbt?«, fragte sie.

»Gekauft.«

»Dann musst du sehr vermögend sein.«

Er mimte den Bescheidenen. »Geht so.«

Zoe kicherte. »Über Geld spricht man nicht – man hat es, nicht wahr?«

Er ging nicht darauf ein, führte sie in sein »bescheidenes« Heim und ließ sie in der oberen Etage wählen, welches Gästezimmer sie haben wollte.

Eines war so gemütlich und komplett eingerichtet wie das andere. Stereoanlage, Flat-TV, WiFi, Wasserbett für zwei Personen, ein großes Bad ...

»Du möchtest dich bestimmt ein wenig frisch machen«, sagte Abernathy. »Komm runter, wenn du fertig bist. Ich möchte mit dir auf unser Date anstoßen. Du magst hoffentlich echten französischen Champagner.«

»Ehrlich gesagt, ich habe so was Teures noch nie getrunken. Höchstens mal kalifornischen Schaumwein aus dem Supermarkt.«

»Ich bin sicher, er wird dir schmecken.« Andrew Abernathy ließ seinen Gast allein.

Er ging nach unten, holte den Champagner aus dem Kühlschrank, steckte ihn in einen blitzblanken Edelstahl-Eiskübel und stellte zwei Kristallgläser bereit.

Alles hatte Stil, Kultur, Klasse und Eleganz. Abernathy wusste, dass er Zoe Morosco – wie all die anderen naiven jungen Frauen, die vor ihr hier gewesen waren – damit tief beeindrucken konnte.

Sie würde, von seinem zur Schau gestellten immensen »Reichtum« geblendet, niemals auf die Idee kommen, dem routiniertesten Fänger einer Organisation, die sich auf Menschenhandel und Sexversklavung spezialisiert hatte, in die Hände gefallen zu sein. Für sie sah es so aus, als wäre sie zufällig und glücklicherweise an einen Märchenprinzen geraten, der mehr Geld besaß, als er allein ausgeben konnte.

Abernathy spielte versonnen mit der kleinen Phiole, die sich in seiner Hosentasche befand. Zoe Morosco machte zwar einen robusten Eindruck, seine K.-o.-Tropfen, die sogar einen Ochsen umgehauen hätten, würde sie aber nicht verkraften. Er rief noch rasch seine Komplizen an. »Haltet euch bereit.«

»Hat sie den Schampus schon getrunken?«

»Noch nicht, aber in längstens zwanzig Minuten könnt ihr sie übernehmen.«

Der Typ am anderen Ende lachte blechern. »Du bist gut, Mann.«

»Ich bin nicht gut«, korrigierte Andrew Abernathy selbstbewusst. »Ich bin der Beste.«

Der andere ließ das so stehen. Abernathy hörte Zoes Schritte auf der Treppe, ließ das Handy verschwinden und drehte sich schwungvoll um. Sie hatte sich umgezogen, ihr Make-up aufgefrischt und sich frisiert.

Er nickte beeindruckt. »Zoe Morosco aus Delaware, ich muss gestehen, ich bin von deiner außergewöhnlichen Schönheit überwältigt. Du siehst fantastisch aus.«

Ihre vollen dunkelroten Lippen leuchteten verführerisch. Ihr Blick war aufreizend und vielversprechend, doch er hatte nicht die Absicht, den Köder zu schlucken, obwohl sie es ganz offensichtlich darauf anlegte.

Er hatte es sich zur eisernen Regel gemacht, mit keinem seiner Opfer intim zu werden, weil das nur zu unliebsamen Komplikationen geführt hätte.

Sex ja. Warum nicht? Sehr gerne sogar. Mit Vergnügen. Aber abseits des Jobs und mit einer Frau, die nicht für die Organisation bestimmt war.

Zoe trug eine weite flaschengrüne Rüschenbluse und keinen BH. Ihr fester, üppiger Busen schaukelte in harmonischem Gleichklang mit dem erotischen Schwung ihrer wohlgeformten Hüften, die von einer schwarzen Stretchhose sehenswert umspannt wurden. Sie kam, schleichend wie eine Raubkatze, näher. Ihr verheißungsvoller Blick versuchte, seine Libido in Brand zu setzen.

»Ich bin bereit für den Champagner«, flüsterte sie. »Und danach ... bereit für vieles. Vielleicht sogar ... für alles.«

Andrew Abernathy verachtete sie für das, was sie gesagt hatte. Würdest du dich auch so hemmungslos an mich ranschmeißen, wenn ich arm wäre?, ging es ihm gefühlskalt durch den Kopf. Wahrscheinlich nicht. Es ist vor allem dieses schöne Haus, das du gerne mit mir teilen würdest. Und das viele Geld, auf dem ich deiner Ansicht nach sitze.

Es wird zwar behauptet, wir Kerle wären verdammt simpel gestrickt und würden immer nur an das Eine denken, aber so moralisch verkommen wie ihr sind wir noch lange nicht. Die hässlichsten und ältesten Männer können sich mit den jüngsten und schönsten Frauen schmücken, wenn sie genug Kohle haben. Das ist Prostitution, Baby. Aber ihr schämt euch nicht im Mindesten dafür, sondern steht in aller Öffentlichkeit an der Seite eures tatterigen Göttergatten stolz und hoherhobenen Hauptes dazu. Obwohl alle Welt weiß, dass ihr eure Jugend, eure Schönheit und euren Körper egoistisch und berechnend an den Meistbietenden verkauft habt.

Er ließ sich nicht anmerken, was er dachte, öffnete mit der Routine eines bestens geschulten Kellners die Fla-

sche, füllte geschickt die bereitstehenden Gläser und hatte keine Mühe, Zoes Champagner heimlich mit K.-o.-Tropfen »aufzubessern«. Er stieß mit ihr an, schaute ihr tief in die Augen und sagte mit dunkler Stimme: »Willkommen in meiner Heimatstadt New York, Zoe. Ich trinke auf ein paar wunderschöne Tage.«

Sie war durstig und leerte ihr Glas auf einen Zug. Abernathy war zufrieden. Jetzt brauchte er nur noch zu warten, bis die Tropfen wirkten.



Auf der Bank, auf der Ella Harrison mit einer Nadel im Arm tot aufgefunden worden war, saß ein knöcherner weißhaariger Greis und fütterte Eichhörnchen. Er sprach in amikalem Ton mit ihnen und hatte für jedes einen Namen.

»Kommen Sie oft hierher?«, erkundigte sich Phil und zeigte ihm seinen Dienstausweis.

Der Alte nickte. »Jeden Tag. Man kann sagen, das ist meine Bank«, er zeigte auf die Eichhörnchen, »und das sind meine kleinen Freunde. Sie warten immer schon auf mich. Sobald sie mich sehen, kommen sie von den Bäumen herunter.« Als ich den Namen Ella Harrison erwähnte, seufzte er. »Das arme Ding. Sie war noch so jung. Schlimm, dass sie so ein tragisches Ende nehmen musste.« Er sah mich an. »War es ein Versehen? Ein Unglück? Wollte sie sich gar nicht so viel von dem verdammten Zeug spritzen?«

»Das wissen wir nicht«, gab ich zur Antwort.

»Wir stehen erst am Anfang unserer Ermittlungen«, erklärte mein Partner. »Darf ich fragen, wie viel Zeit Sie hier täglich verbringen?«

»Zwei, drei Stunden. Kommt darauf an, wie das Wetter ist. Auf mich wartet zu Hause niemand. Meine Frau ist schon

seit zehn Jahren tot, und die Kinder ... Der Sohn lebt im sonnigen Kalifornien. Die Tochter hat ihr Glück in Frankreich gefunden.«

»Ist Ihnen gestern oder heute irgendetwas Verdächtiges aufgefallen?«

»Tut mir wirklich sehr leid, aber meine Augen ... Ich sollte eine Brille tragen ... Fragen Sie mich nicht, warum ich's nicht tue. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich alter Trottel immer noch eitel. Seinerzeit, in der Schule, haben wir uns immer über die Brillenträger lustig gemacht. Offenbar hat mich das so sehr geprägt, dass ich noch immer eine starke Aversion gegen diese Nasenfahräder habe.«

Der alte Mann hatte aufgehört, die Eichhörnchen zu füttern. Jetzt setzte er seine alltägliche Lieblingsbeschäftigung fort – manche Tiere fraßen ihm sogar aus der knöchigen Hand –, und wir sahen uns derweil hinter den Büschen um, entdeckten jedoch nicht die kleinste verwertbare Spur. Man hätte fast meinen können, Tye Cooke habe sich bloß eingebildet, dass sich dort jemand vor ihm versteckt hatte.

Doch plötzlich stieß mich Phil mit dem Ellenbogen leicht an. »Jerry«, zischte er. »Wir werden beobachtet ... Ein Mann mit Fernglas ... Auf zwei Uhr ...«



»Ich möchte dich näher kennenlernen, Zoe Morosco«, sagte Andrew Abernathy mit sehr viel Wärme in der Stimme. Er hatte die Absicht, sie so lange vollzuquatschen, bis sie schlapp machte. Auf diese Weise konnte er jeden eventuell aufkeimenden Verdacht, es könnte etwas nicht in Ordnung sein, bereits im Ansatz zunichtemachen. »Du bist nicht nur ausnehmend hübsch, sondern hast etwas an dir, das mich ungemein inten-

siv, auf eine nie erlebte Weise, anspricht. Ich sehe und fühle eine geheimnisvolle Aura ...«

»Eine Aura?« Sie lachte. »Ich habe eine *Aura*? Das hat mir noch niemand gesagt. Sprich weiter, Andrew. Mir gefällt das, was du sagst.«

Er beobachtete sie sehr genau, wartete auf die ersten Anzeichen, die erkennen ließen, dass das oft erprobte, äußerst zuverlässige Betäubungsmittel wirkte.

Sie hielt ihm ihr leeres Glas hin. »Kann ich noch Champagner haben?«

»Aber selbstverständlich.« Er nahm die Flasche.

Sie schnalzte mit der Zunge. »Das Zeug schmeckt hervorragend. Daran könnte ich mich gewöhnen.«

»Ich habe noch mehr Flaschen im Keller.«

Zoe kicherte. »Ich kehre erst nach Delaware zurück, wenn sie leer sind.«

Irrtum, Süße, dachte er, während er ihr Glas füllte. Du kommst nicht mehr nach Hause. Du bleibst hier. Und die Zukunft, die dich erwartet, wird nicht besonders rosig sein.

Er grinste.

Sie musterte ihn irritiert. »Was ist?«

»Du bist eben erst angekommen und sprichst schon von Rückkehr.«

Zoe setzte ihr Glas an die sinnlichen Lippen und trank, durstig und leise schlürfend. »Das musst du nicht so eng sehen«, sagte sie, und ihm fiel auf, dass sie allmählich müde wurde. Genau nach Fahrplan, konstatierte er bei sich. Zoe klimperte mit den Wimpern. »O, o. Der Schampus ist ganz schön ... stark.«

»Ist halb so schlimm.«

»Ich spüre ihn bereits.«

Andrew Abernathy schmunzelte. »Es ist die Kohlensäure, die ihn ziemlich rasch in deinen hübschen Kopf transportiert.«

»Darf ich mich setzen?«

»Klar.«

Zoe ließ sich auf einen Stuhl nieder.



»Mir ist auf einmal so komisch.« Sie schüttelte mit wachsender Benommenheit den Kopf.

»Du hast dein Glas zu schnell geleert«, beruhigte er sie. »Das geht bald wieder vorbei.«

Sie legte den Handrücken auf ihre Stirn und riss immer wieder weit die Augen auf. »Meine Güte ... Das ... das ist kein billiger Schaumwein aus dem Supermarkt.«

»Vielleicht hätte ich dich warnen sollen.«

»Ich fürchte, ich werde gleich umkippen.«

»Lass es zu«, empfahl er ihr. »Wehr dich nicht dagegen.«

»Grundgütiger, ist mir das peinlich«, jammerte Zoe.

Er gab sich verständnisvoll. »Das muss es nicht. Hab keine Angst. Du bist bei mir. Ich passe auf dich auf. Es kann dir nichts geschehen.«

»Du wirst von mir denken ...«

»Gar nichts«, fiel er ihr sanft ins Wort. »Ich werde überhaupt nichts von dir denken. Wir haben alle mal einen schlechten Tag. Da ist überhaupt nichts dabei.«

Es läutete an der Haustür. Andrew Abernathy ließ zwei vierschrötige Kerle ein.

»Ist sie fertig?«, fragte einer der beiden. Sein Schädel war komplett kahl geschoren. Die Glatze glänzte, als wäre sie mit Schweineschmalz eingerieben.

»Fast.«

»Hast du ihr nicht genügend Tropfen gegeben?«

»Manche vertragen mehr, manche weniger«, gab Abernathy zur Antwort. »Das Zeug wirkt nicht bei allen gleich. Das wisst ihr doch.«

»Wenn sie Ärger macht, brechen wir ihr ein paar Gräten«, knurrte der zweite

Bullige. Sein Stiernacken hatte mehrere dicke, unansehnliche Wülste.

Andrew Abernathy hasste Gewalt. »Ich glaube nicht, dass das nötig sein wird.«

Er ging mit den groben Klötzen ins Wohnzimmer. Zoe Morosco war schon ziemlich erledigt – aber noch nicht ganz.

»Wer sind diese Männer, Andrew?«, fragte sie schleppend.

»Das sind Freunde«, antwortete er.

Sie kämpfte verzweifelt gegen den unaufhaltsam näher kommenden Black-out an. »Du hast nicht gesagt ...«

»Glückwunsch, Andrew«, sagte der Kahle beeindruckt. »Die Braut ist allererste Sahne. Was Besseres hast du der Organisation noch nie beschafft.« Er wandte sich an Zoe. »Wir sind hier, um dich abzuholen, Schätzchen.«

»Ab-zu-holen?«, lallte Zoe.

Der Stiernackige griff nach ihr. »Auf geht's.«

Sie schaffte es irgendwie, ihn zurück-zustoßen. »Fass mich nicht an!«

»Werd jetzt bloß nicht zickig, sonst setzt es eine Tracht Prügel«, schnarrte der Stiernackige gereizt.

»Sag ... ihm, er soll mich ... in Ruhe lassen, Andrew«, verlangte Zoe kurz vor ihrem geistigen Absturz.

Der Stiernackige packte sie. Sie trat gegen sein Schienbein. Er brachte sie mit zwei kräftigen Ohrfeigen zur Räson. Sie kippte zur Seite.

Der Glatzkopf fing sie auf, und Andrew Abernathy schnauzte den Stiernackigen an: »Musste das sein?«

»Sag du mir nicht, wie ich meinen Job tun soll«, biss dieser zurück. »Der Kleinen steht noch sehr viel Schlimmeres bevor, und das weißt du auch. Also setz dir keinen Heiligenschein auf, der dir ebenso wenig passt wie uns.«

»Pack mit an«, verlangte der Glatzkopf von seinem Komplizen.

Er zerrte die junge Frau hoch. Während der Stiernackige sie kurz festhielt,

bekam Abernathy vom Kahlen seine »Beschaffungsprämie«. Die Geldscheine steckten in einem neutralen Briefumschlag.

»Zehn Riesen«, sagte die Glatze. »Wie immer.«

»Diesmal sollte mehr für mich drin sein«, meinte Abernathy.

»Werden wir unverschämt, oder was?«, fragte der Stiernackige ungehalten. »Vorsicht! Das kann ins Auge gehen.«

Andrew Abernathy zeigte auf das bewusstlose Mädchen. »Was Besseres ist kaum zu finden.«

»Wenn du mehr willst, musst du dich an den Boss wenden«, knurrte der Kahle.

»Den kenne ich nicht.«

»Den kennt niemand.«

»Wie soll ich dann ...?«

»Dein Problem«, gab der Glatzkopf zurück, und dann trugen sie Zoe Morosco aus dem Haus.



Ich ließ mir nichts anmerken, blickte, nur aus den Augenwinkeln und ohne den Kopf zu drehen, in die Richtung, die Phil genannt hatte.

»Ein Weißer«, beschrieb ich den heimlichen Beobachter mit dem Fernglas. »Etwa meine Größe, brünett, schwarze Jeans, braune Lederjacke, halb verdeckt von einem Baum, Entfernung ungefähr achtzig Yards ...«

»Korrekt«, bestätigte mein Partner.

»Den schnappen wir uns!«

Wir gaben uns weiterhin den Anschein, als wären wir ahnungslos, entfernten uns zunächst ohne Eile von der Position des Spions und trennten uns anschließend.

Sobald ich sicher sein konnte, dass ich mich nicht mehr im Blickfeld des Unbekannten befand, lief ich, jede Deckung

nutzend, in einem weiten Bogen durch den Park.

Phil machte das Gleiche in der anderen Richtung. Diese Taktik hatte sich schon oft bewährt, deshalb wandten wir sie immer wieder an.

Eile war geboten. Die Zeit war in dieser Situation ein ebenso wichtiger wie sensibler Faktor, denn wenn uns der Mann nicht mehr sah, packte er möglicherweise sein Fernglas weg und trollte sich. Dann hatten wir das Nachsehen.

Trotzdem mussten wir vorsichtig sein, um den wissbegierigen Knaben nicht zu verscheuchen. Ein Radfahrer schoss haarscharf an mir vorbei.

Er hätte mich beinahe über den Haufen gefahren und hatte hinterher noch die Frechheit, mir zuzurufen, ich solle gefälligst aufpassen.

Ich erreichte einen grauen Felsenbuckel, hastete um ihn herum, hatte danach freie Sicht auf den Baum, der das neugierige Subjekt mit der braunen Lederjacke halb verdeckt hatte, und musste enttäuscht feststellen, dass die Mühe, die ich mir gemacht hatte, um seiner habhaft zu werden, vergebens gewesen war. Er war nicht mehr da.

Phil gesellte sich keuchend zu mir. »Und?«

»Weg«, antwortete ich knapp.

Mein Partner machte sich mit einer deftigen Unmutsäußerung Luft.

»Ohne Misserfolg weiß man den Erfolg nicht zu würdigen«, sagte ich.

»Von wem ist das?«

»Von mir.«

Phil sah mich angesäuert an. »Hast du noch mehr so hohle Sprüche auf Lager?«

»Im Moment nicht.«

Im nächsten Augenblick stand Phil schon wieder unter Strom. »Dort geht er – seelenruhig. Ich pack's nicht. Siehst du die Breakdancer vor dem Springbrunnen? Er geht gerade an ihnen vorbei.«

Wir sprinteten los. Ich holte den

Burschen, der die Tänzer, die zu lauter Hip-Hop-Musik ihre Künste maßen, inzwischen hinter sich gelassen hatte, knapp vor Phil ein, ließ meine Hand schwer auf seine Schulter fallen und riss ihn herum.

Er erschrak, versetzte mir einen heftigen Stoß und wollte fliehen, doch das verhinderte Phil, indem er ihm blitzschnell ein Bein stellte.

Der Typ stolperte, fiel lang hin, fluchte und schrie laut um Hilfe. Daraufhin wollten die Breakdancer eingreifen, doch Phil hielt seine ID Card gut sichtbar hoch und rief: »Lasst stecken, Freunde! FBI!«

Das reichte: Sie kamen nicht näher, kehrten zu ihrem klotzigen Beschallungsgerät zurück und setzten ihre artistische Performance fort. Ich half dem Mann mit der Lederjacke auf die Beine.

»FBI?«, krächzte er. »Verdammt, was soll das? Was wollt ihr von mir?«

»Ausweis!«, schnappte mein Partner.

»Ich habe nichts Unrechtes getan.«

»Wenn Sie sich nicht ausweisen können, müssen Sie mit uns kommen.«

»Ich glaube, ich bin im falschen Film. Ihr könnt mich doch nicht am helllichten Tag ... Das ist Polizeiwilckür. Das muss ich mir nicht gefallen lassen.«

»Würden Sie sich jetzt endlich ausweisen, Mister?«, fragte mein Partner ungeduldig. Nachdem sich der Bursche mürrisch dazu bequemt hatte, wollte er wissen: »Sind Sie bewaffnet, Mister Kline?«

»Ja. Ich schleppe immer eine Panzerfaust und mehrere Handgranaten mit mir herum, um gegen durchgedrehte G-men gewappnet zu sein.«

Phil tastete William Kline rasch ab. Er fand keine Waffe. »Wo ist das Fernglas?«

»Welches Fernglas?«

»Mit dem Sie uns beobachtet haben.«

»Ich habe *was* getan?« Kline war fassungslos. »Mann, langsam zweifle ich daran, dass ihr echte G-men seid. Wieso dürft ihr frei herumlaufen? Ich spaziere hier friedlich durch den Park. Plötzlich fallen zwei Kerle, die sich für FBI Agents ausgeben, über mich her und stellen mir Fragen, die keinen Sinn ergeben.«

»Phil«, sagte ich.

»Hm?«

Ich nahm meinen Partner zur Seite.

»Er ist es nicht.«

Mein Partner musterte mich befremdet. »Was soll das, Jerry? Okay, er hat das Fernglas nicht mehr bei sich, aber ...«

»Er trägt sandfarbene Cordhosen«, sagte ich gedämpft. »Der andere hatte schwarze Jeans an.«

Phil sah, dass das stimmte, und atmete enttäuscht aus.



Als Zoe Morosco zu sich kam, war sie völlig desorientiert und hatte erhebliche Gedächtnislücken, die sie weder schließen noch überbrücken konnte.

Sie sah sich um, befand sich in einem fensterlosen Raum und lag in einem Bett, das sie nicht verlassen konnte, weil man sie daran festgebunden hatte.

Ihr Mund war trocken, die Zunge klebte am Gaumen, und jeder Schluckreflex löste in der Kehle stechende Schmerzen aus. An der Decke brannte eine runde, primitive Lampe, und über der gepolsterten Tür war eine Videokamera auf sie gerichtet. Ein kleines, rot blinkendes Lämpchen zeigte an, dass die Kamera eingeschaltet war.

Je mehr Zoe zu sich kam, je intensiver sie in die Realität zurückkehrte, desto größer wurde ihr Freiheitsdrang. Sie wollte nicht ans Bett gebunden sein, zerrte immer wilder an den Fesseln,

bäumte sich trotzig auf, warf sich keuchend hin und her, vermochte sich aber nicht zu befreien.

Ihre heftigen »Turnübungen« wurden bemerkt. Jemand kam, um nach ihr zu sehen. Eine Frau – nicht mehr ganz jung, nicht mehr ganz attraktiv und reich an Hüftgold.

»Wo bin ich?«, wollte Zoe wissen.

»Bei mir.«

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Catherine.«

»Wieso bin ich gefesselt? Binden Sie mich los!«

»Später«, sagte Catherine ruhig.

»Wie komme ich hierher?«

»Man hat dich zu mir gebracht.«

»Wo ist Andrew?«

Catherine winkte ab. »Vergiss ihn. Er hat seinen Job erledigt. Du wirst ihn nicht wiedersehen.«

»Welchen Job?«

»Langsam solltest du es schnallen, Herzchen«, antwortete Catherine nüchtern. »Du bist einem Fänger der Organisation ins Netz gegangen. Er hat für dich zehn Riesen bekommen und hält vermutlich schon nach dem nächsten Opfer Ausschau. Andrew Abernathy ist einer unserer Eifrigsten und Besten. Hat der einmal eine Frau im Visier, ist sie nicht mehr zu retten. Hast du mit ihm Champagner getrunken?«

»Ja.«

»Das hättest du nicht tun sollen. In deinem Glas waren K.-o.-Tropfen. Aber Andrew hätte dich auch mit Fruchtsaft oder Kuhmilch betäubt, wenn du den Schampus abgelehnt hättest.«

»Weshalb wurde ich entführt? Es gibt niemanden, der für mich Lösegeld zahlen würde.«

»Daran ist auch niemand interessiert. Die Sache läuft anders. Du befindest dich hier gewissermaßen in einem Schulungszentrum. Meine Aufgabe besteht darin, dich auf deinen Einsatz vorzubereiten. Du bist jung und bildschön,

und die Stadt ist voll von Männern, die es sich leisten können, viel Geld für ein Schäferstündchen mit jemandem wie dir zu bezahlen. Ich werde dir alles beibringen, was du wissen musst, um bei den Kunden gut anzukommen. Je besser du sie zufriedenstellst, desto öfter werden sie nach dir verlangen, und je außergewöhnlicher die Wünsche sind, die du ihnen erfüllst, desto tiefer werden sie in ihre Tasche greifen.«

Zoe riss die Augen auf,

»Anfangs wird es ziemlich hart für dich sein, aber daran führt kein Weg vorbei. Ich kann dir nur empfehlen, bildlich gesprochen, die Augen zu schließen, die Zähne zusammenzubeißen, durchzutauchen und den Lernprozess, der nicht immer besonders angenehm sein wird, einfach über dich ergehen zu lassen. Falls du meinst, du würdest damit nicht klarkommen, kann ich dir was geben – einen Mix aus Schmerzmitteln, Tranquilizern und einigem mehr. Dann schwebst du darüber wie in Trance hinweg und alles, selbst das, was du bei klarem Verstand in höchstem Maße ablehnen und zutiefst verabscheuen würdest, ist dir völlig egal. Das Zeug ist einfach genial. Man muss nur aufpassen, dass man davon nicht abhängig wird.«

Zoe starrte Catherine fassungslos an. Sie konnte nicht glauben, was sie gerade gehört hatte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Bitte«, flehte sie. »Bitte tun Sie mir das nicht an!«

»Ich?« Catherine legte unschuldig lächelnd die Hand auf ihre Brust. »Ich tue dir überhaupt nichts an. Ich mache nur, was man von mir verlangt.«

»Ich bin für so etwas nicht geeignet.«

»Unsim. Du bist eine äußerst reizvolle junge Frau und besitzt somit alles, was für deine zukünftige Aufgabe erforderlich ist. Ich würde es begrüßen, wenn du dich so rasch wie möglich mit deinem Schicksal abfinden würdest. Du darfst in mir keine Feindin sehen, Zoe. Das bin ich nicht. Ich habe persönlich

nicht das Geringste gegen dich, und ich kann in der Zeit, die du hier verbringst, sehr viel für dich tun. Ist so weit alles klar? Hast du Durst? Möchtest du was trinken?«

Wut schoss in Zoe hoch und ließ sie heftig zittern. »Ich werde nicht tun, was ihr von mir verlangt«, zischte sie.

»Das wäre sehr dumm von dir.«

»Ihr könnt mich nicht zwingen ...«

»O, doch, das können wir, und das werden wir auch.«

»Ihr habt mich betäubt und gekidnappt. Ihr beraubt mich meiner Freiheit. Ich werde dafür sorgen ...«

»Gar nichts wirst du«, schnappte Catherine verstimmt. »Entweder du fügst dich, oder du lernst es auf die harte Tour und gehst durch die Hölle. Das liegt jetzt ganz bei dir. Du hast die Wahl.« Sie drehte sich um und öffnete die Tür. »Letztes Friedensangebot«, sagte sie. »Möchtest du was trinken?«

»Wieder mit K.-o.-Tropfen verfeinert?«

»Das ist jetzt nicht mehr nötig.«

»Lieber verdurste ich, als ...«

Catherine hörte sich den Rest nicht an. Sie ging hinaus und schloss die Tür.



Aus den Unterlagen, die uns zur Verfügung standen, ging hervor, dass Ella Harrison in Brooklyn, 822 Dean Street, in einer WG gewohnt hatte.

An der eckig strukturierten maisgelben Gebäudefront lief eine alte Feuerleiter im Zickzack nach oben. Wir betraten das Haus. Im Erdgeschoss empfing uns intensiver Fischgeruch. Im ersten Stock plärrten mehrere Kinder lauthals um die Wette.

In der zweiten Etage klingelten wir an einer grün gestrichenen Tür und lernten kurz darauf in einer verschachtelten Sieben-Zimmer-Wohnung einige ziemlich schräge Typen kennen: einen blassen Leichenwäscher, zwei ausgeflippt gekleidete Philosophiestudentinnen, einen lethargischen Taxifahrer mit indischen Wurzeln, einen Astrophysiker mit langen, hässlichen Dreadlocks und den extrem fetten Drummer einer Underground-Band namens *S.H.I.T.!*, die das Establishment zwar abgrundtief, jedoch absolut friedfertig verachtete.

Sie redeten alle sehr gut über Ella. Dass die Tochter des texanischen Rinderbarons nicht mehr lebte, machte sie allesamt tief betroffen.

Wie ihr so etwas Schlimmes hatte zustoßen können, konnte sich niemand erklären. Ella Harrison hatte noch nicht einmal einen Joint geraucht, hieß es. Ich fragte lieber nicht, wer von den Anwesenden schon, weil das für den Fall nicht relevant war. Jeder hatte in Ella eine gute Freundin gesehen.

»Wenn man Hilfe brauchte, war sie immer für einen da«, sagte der Leichenwäscher, dessen Haut so wächsern war wie die seiner »Kunden«.

»Ella war ein echter Kumpel, dem man sich voll anvertrauen konnte«, meinte der Astrophysiker, und alle nickten zustimmend.

»Sie konnte jedes Geheimnis für sich behalten, war intelligent, belesen und weltoffen«, erklärte der Taxifahrer mit deutlich indischem Akzent.

»Ich habe einen Song für sie geschrieben«, brummte der breite Drummer. »Er war scheiße, aber sie sagte, sie finde ihn nicht schlecht, weil sie mir nicht wehtun wollte. Sie hat nie jemandem wehgetan. Ella war ein Engel. Ich habe sie geliebt. Auf meine Art. Nicht körperlich.«

»Dürfen wir uns in ihrem Zimmer umsehen?«, erkundigte ich mich.

Niemand hatte etwas dagegen. Eine der beiden Studentinnen, ihr Name war

Julia Douglas, öffnete eine Tür für uns. Ich vermied es, mir vorzustellen, wie Julia in ihre ultrakurzen, extrem stramm sitzenden Shorts aus an den Schenkeln ausgefranstem Jeansstoff gelangt war. Leicht hatte sich das mit Sicherheit nicht bewerkstelligen lassen.

Julia Douglas war hier so etwas wie Ella Harrisons beste Freundin gewesen. Die junge Texanerin hatte zwar zu allen WG-Mitgliedern einen sehr guten Draht gehabt, aber zu Julia eben einen noch ein wenig besseren.

Ella war sehr sauber, akkurat und ordentlich gewesen. Alles hatte seinen angestammten Platz. Nichts lag irgendwo nur so herum. An einer Wand hingen Gruppenfotos, ausgedruckte Selfies und Bilder, die Ella – noch etwas jünger – mit ihrem Vater zeigten. Im Bücherregal standen nicht nur Klassiker aus aller Welt, sondern auch moderne Literatur. Auf einem kleinen Schreibtisch aus hellem Kirschholz lagen diverse Schreibutensilien in einer handgeschnitzten Holzschale.

Phil klappte ein Fünfzehn-Zoll-Notebook auf und schaltete es ein. Er sah Julia Douglas an. »Kennen Sie zufällig das Passwort?«

Sie nickte. »Eins, zwei, drei, vier. Das ist zwar einfallslos, aber leicht zu merken.«

Phil checkte ein paar von Ellas E-Mails, hielt sich damit aber nicht lange auf, sondern beschloss, das Gerät mitzunehmen und unseren IT-Spezialisten zu überlassen, damit sie die gesamte Festplatte durchforsteten und sich jede gespeicherte Datei genau ansahen. Möglicherweise konnten wir mit ihrer Unterstützung herausfinden, aus welchem Grund das Leben der jungen Texanerin ein so böses Ende genommen hatte.

»Ella war ein ganz lieber Schatz«, sagte Julia Douglas. Die Farbe ihres schulterlangen Haars war schwer zu definieren, denn es war nicht nur blond, sondern hatte auch schwarze, weiße

und rosa Strähnchen. »Wir waren wie Schwestern, haben viel zusammen unternommen, hatten jede Menge Spaß.«

»Sie haben sicher über alles geredet«, sagte ich.

»Ja, klar.«

»Auch über Männer?«

»Es gab keine Tabus.«

»Hatte Ella einen Freund?«, wollte Phil wissen.

»Manchmal.«

»Nichts Festes?«, fragte mein Partner.

»Sie hatte ihren Mister Right noch nicht gefunden.«

»War sie auf der Suche?«

Julia Douglas schüttelte den Kopf. »Nicht besonders intensiv. Die meiste Zeit ging für ihr Schauspielstudium drauf. Das nahm sie sehr ernst.«

»Hatte sie Talent?«

»O ja, Agent Cotton. Sie hatte sogar gute Aussichten auf eine erste kleine Rolle am Broadway, war auf jeden Fall schon in der engeren Wahl. Darüber hat sie sich riesig gefreut. Und ich mich mit ihr.«

»Wann haben Sie Ella zuletzt gesehen?«, erkundigte ich mich.

Julia zuckte nachdenklich mit den Schultern. »Ist schon eine Weile her.«

»Wie lange?«, hakte ich nach.

»Vier, fünf Wochen.«

»Und das hat Sie – oder eines der anderen Mitglieder dieser WG – nicht beunruhigt?«, warf Phil erstaunt ein. »Wieso haben Sie nichts unternommen? Warum hat niemand Ella Harrison als vermisst gemeldet?«

»Wir dachten uns nichts dabei«, antwortete Julia Douglas kleinlaut.

Phil schüttelte den Kopf. »Sorry, aber das kann ich kaum glauben.«

»Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wie sich das Leben in einer WG abspielt«, sagte Julia. »Man klebt nicht permanent aneinander. Das würde niemandem gefallen. Wenn so ein Zusammensein funktionieren soll, muss es ein paar

Regeln geben, und man muss jedem genügend Freiraum lassen. Wenn ich zum Beispiel schlecht drauf bin, will ich eine Weile niemanden sehen, und die anderen respektieren das, lassen mich in Ruhe, quatschen mich nicht an, gehen mir aus dem Weg. Man kommt schon von selbst wieder aus der Versenkung hoch, wenn es einem besser geht. Und dann läuft alles wieder harmonisch rund.«

Phil wiegte den Kopf. »Aber vier, fünf Wochen ... Ich bitte Sie.«

»Wir dachten, Ella habe sich Hals über Kopf in einen Mann verliebt.«

Mein Partner kniff zweifelnd die Augen zusammen. »Hätte sie Ihnen, ihrer besten Freundin, denn davon nichts erzählt?«

»Manchmal trifft einen die Liebe völlig unvorbereitet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel«, erwiderte Julia. »Das kann einen schon mal so sehr durcheinanderbringen, dass man nicht mehr genau weiß, was man tut, was richtig oder falsch ist. Sonst käme es wohl nie zu einem One-Night-Stand. Man macht sich keine Gedanken, lässt sich einfach treiben und genießt es.« Julia machte eine kleine Pause. Dann fuhr sie fort: »Wir nahmen an, Ella wäre ihrem Traummann begegnet und würde mit ihm erst mal eine Weile im siebten Himmel wohnen. Hin und wieder kommt so etwas vor.«

Ich nickte.

»Ich rechnete damit, sie schon bald glückstrahlend wiederzusehen. Mit einem Klunker am Finger, der so funkelt, dass man ihn aus dem Weltall sehen kann. Und mit der Nachricht, dass sie schon sehr bald heiraten würde.« Julias Augen füllten sich mit Tränen. »Dass man sie halb nackt und tot auf einer Bank im Central Park auffinden würde ... Das ... das ... das ...« Sie be-

deckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schluchzte: »Entschuldigen Sie.«

Wir ließen ihr Zeit, sich zu beruhigen.



Irgendwann kam Catherine wieder. Zoe Morosco hatte jedes Zeitgefühl verloren, wusste nicht, wie lange sie schon gefangen gehalten wurde.

Catherine hielt einen kleinen Kunststoffbecher, in dem sich eine glasklare Flüssigkeit befand, in der Hand. Zoe presste sofort die Lippen zusammen und drehte den Kopf zur Seite.

»Du solltest das trinken, Schätzchen«, sagte Catherine in mütterlich-fürsorglichem Ton.

Zoe weigerte sich.

»Das ist kein Wasser«, erklärte Catherine.

Zoes Kopf blieb abgewandt.

»Glaub mir, du wirst das Zeug in Kürze brauchen«, meinte Catherine. »Du bekommst demnächst deinen ersten Herrenbesuch.«

Da Zoe die Medizin nicht freiwillig trank, versuchte Catherine, sie ihr mit Gewalt einzuflößen. Sie beugte sich über sie, hielt ihr die Nase zu und setzte ihr den Becher an die Lippen. »Schluck das Zeug! Verdammst noch mal, sei nicht so stur!«

Als Zoe gezwungen war, den Mund zu öffnen, kippte ihr Catherine die Flüssigkeit rasch hinein. Doch Zoe schluckte die Mixtur nicht, die ihr über die härteste Stunde ihres jungen Lebens hinweghelfen sollte, sondern spuckte sie Catherine wütend ins Gesicht.

Catherine wischte sich das Zeug nicht ab. Es rann ihr über die Wangen, tropfte von Augenbrauen, Wimpern, Nase und Kinn. Sie schüttelte verständnislos den Kopf und sagte seufzend: »Du bist sehr unvernünftig, Süße. Ich wollte dir helfen. Wenn du wüsstest, was auf dich zu-

kommt, hättest du die Medizin dankbar angenommen. Noch mal versuche ich es nicht. Wer nicht will, der hat schon. Ich bin sicher, dass du deine Entscheidung schon bald bitter bereuen wirst, aber dann ist es zu spät. Dann kann niemand mehr etwas für dich tun.« Sie verließ die Zelle.

Zwanzig Minuten später bekam sie einen Anruf vom großen Boss. Das kam sehr selten vor, und deshalb war Catherine auch ziemlich nervös.

»Ich habe gehört, dass Andrew Abernathy ein Goldfisch ins Netz gegangen ist«, sagte er.

Catherine kannte nur seine Stimme. Persönlich war sie ihm noch nie begegnet, und so würde es auch höchstwahrscheinlich bleiben. Soviel sie wusste, kannte in der Organisation kaum jemand den Mann an der Spitze.

»Zoe Morosco aus Delaware«, erwiderte Catherine. »Ja, sie ist wirklich etwas ganz Besonderes.«

»Ist sie gefügig?«

»Überhaupt nicht. Es wird einige Zeit dauern, ihren Willen zu brechen.«

»Wie geht es ihr?«

»Sie hat zurzeit Besuch.«

»Verstehe«, gab der Boss zurück. Diese Torturen waren von ihm selbst angeordnet worden. Hier, bei Catherine, wurden sie nur, seinem Wunsch gemäß, ausgeführt.

»Ich wollte ihr etwas geben, damit sie es leichter hat, aber sie hat es mir ins Gesicht gespuckt«, berichtete Catherine.

»Wann kommt der Arzt?«

»Er ist schon unterwegs.«

»Er soll mich anrufen, sobald er die Kleine untersucht hat«, verlangte der Boss.

»Ich sag's ihm«, versprach Catherine und hoffte, dass der Mann, der bei Zoe Morosco war, nicht zu viel Eifer an den Tag legte, denn manches kann selbst der beste Doktor nicht so schnell wieder hinkriegen.



Es dauerte eine Weile, bis sich Julia Douglas wieder im Griff hatte. Ich gab ihr ein Taschentuch. Sie putzte sich geräuschvoll die Nase und entschuldigte sich noch einmal.

Ich wollte wissen, ob Ella Harrison ein Handy besessen hatte.

»Wer hat heutzutage keines?«, gab Julia zurück. »Ich habe sogar zwei. Mit einem telefoniere ich mit meinen Eltern in Australien. Das andere kommt bei Inlandsgesprächen zum Einsatz. Fragen Sie mich aber nicht, wo Ellas Smartphone ist. Das weiß ich nämlich nicht.«

Phil erwähnte Ellas Vater, der mit seinem gelackten, übertrieben selbstbewussten Anwalt in den FBI Headquarters gewesen war. Mir fiel auf, dass sich Julias Miene etwas verfinsterte. Was war da nicht in Ordnung?

Phil, dem Julias Reaktion ebenfalls aufgefallen war, kniff die Augen leicht zusammen. »Kennen Sie Mister Harrison?«, erkundigte er sich.

»Nicht persönlich. Nur vom Hörensagen.« Julia seufzte. »Es stand mit diesem Vater-Tochter-Verhältnis nicht zum Allerbesten.«

Ich horchte auf. »Da hat uns Hugh Harrison aber etwas anderes erzählt.«

»Na ja, vielleicht war's aus seiner Sicht okay, aber Ella wäre wahrscheinlich nie nach New York gegangen, wenn zu Hause alles in Ordnung gewesen wäre.«

»Was gab's für ein Problem?«, wollte mein Partner wissen.

Julia Douglas runzelte die Stirn. »Mister Harrison soll sich Ellas Mutter gegenüber jahrelang ziemlich schäbig benommen haben. So lange, bis es ihr zu viel wurde und sie sich von ihm scheiden ließ. Wenn man bedenkt, dass jede zweite Ehe geschieden wird, ist das im

Grunde genommen nichts Besonderes, und Ella hätte sich damit auch bestimmt abgefunden, dass Mutter und Vater fortan getrennte Wege gingen ...«

»Aber?«, fragte Phil.

»Was Ella nicht ertragen konnte, war, dass ihr Vater kurz darauf eine sehr viel jüngere Frau heiratete. Die neue Mrs. Harrison war fast ebenso alt wie Ella.« Julia Douglas räusperte sich. »Ella hat sich mit ihrer annähernd gleichaltrigen, ausgesprochen zickigen Stiefmutter, die – irgendwo auf dem Land – irgendeinen unbedeutenden Schönheitswettbewerb gewonnen und sich mächtig viel darauf eingebilddet hat, von Anfang an nicht vertragen und wurde von dieser regelrecht aus dem Haus gebissen. Deshalb ging sie nach New York, und ihr Daddy schickte ihr laufend Geld, um sein schlechtes Gewissen zu beruhigen.« Sie atmete schwer aus.

Wir warteten, dass sie weitersprach.

»Verrückt, wie das Schicksal manchmal mit uns spielt. Wenn die Ehe der Harrisons nicht geschieden worden wäre, hätte Ella Texas nicht verlassen und wäre noch am Leben.« Julia sah uns ernst an. »Halb nackt ... Auf einer Bank im Central Park ... Mit einer Nadel in der Vene ... Das passt nicht zu Ella. Sie hat sich immer schick gekleidet und vehement gegen Drogen ausgesprochen. Als sie einmal die Beichte eines Pop-Superstars las, in der er zugab, sich vor manchem Auftritt schon mal Kokain in den Hintern gesteckt zu haben, war er für sie erledigt. Und dann gibt sie sich selbst eine Überdosis Heroin?« Julia schüttelte den Kopf. »Das ... das halte ich für ganz und gar ausgeschlossen.«

Ich gab ihr meine Karte. »Falls Ihnen noch etwas einfällt – selbst wenn Sie es für unwichtig halten sollten –, melden Sie sich bei mir. Alles kann zur Lösung dieses seltsamen Rätsels beitragen.

Manchmal erkennt man nicht sofort, dass es wichtig ist, doch irgendwann kann es ausschlaggebend sein.«

Julia Douglas betrachtete meine Karte und sagte gedämpft: »Seit Ella tot ist, habe ich mich schon x-mal gefragt, ob sie noch am Leben wäre, wenn wir uns nach vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden an die Polizei gewandt und eine Vermisstenanzeige aufgegeben hätten.« Ihr trauriger Blick pendelte zwischen Phil und mir hin und her. »Wäre Ellas Tod zu verhindern gewesen?«

»Vielleicht«, antwortete mein Partner. »Vielleicht auch nicht.«

»Muss ich mich schuldig fühlen?«, fragte die Philosophiestudentin unsicher.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Julia, das müssen Sie nicht.«

Wir verließen Ella Harrisons Zimmer. Unter Phils Arm klemmte das Notebook der Texanerin. Kein WG-Mitglied hatte etwas dagegen, dass wir es mitnahmen. Als wir kurz darauf, umweht vom immer noch vorhandenen Fischgeruch, der aus einer der Erdgeschosswohnungen kam, aus dem Haus traten, sahen wir den Mann mit dem Fernglas wieder.



Es war schlimmer gewesen, als es sich Zoe Morosco in ihren bösesten Albträumen hätte vorstellen können. Sie hätte nie gedacht, dass ein Mann einer Frau so viel antun konnte. Der Teufel hätte nicht brutaler sein können.

Jetzt, wo es vorbei war, fühlte sie sich entwürdigt, gedemütigt, beschmutzt und dermaßen elend, dass sie nur noch sterben wollte. Der Kerl, der sie sich vorgenommen hatte, war ein Monster gewesen. Prall gefüllt mit der kreativen Grausamkeit eines ehrgeizigen Folterknechts, der in seinem Beruf um jeden

Preis der Beste sein wollte, und er hatte sämtliche Register seines satanischen Könnens gezogen.

Wimmernd, weinend und von unsäglichem Schmerzen gepeinigt, hatte er sie zurückgelassen. Zoe konnte sich nicht vorstellen, dass sie die Kraft gehabt hätte, eine Wiederholung dieser Tortur zu überleben.

Als jemand sie ansprach, zuckte sie wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

»Keine Angst«, sagte ein Mann.

Ein Mann! Zoe kreischte panisch los und war nicht zu beruhigen.

»Ich tue Ihnen nichts«, sprach der Mann weiter. »Ich bin Arzt. Ich kann Ihnen helfen. Beruhigen Sie sich, Zoe. Es ist vorbei.« Er stellte seine Tasche ab. »Ich muss Sie untersuchen.«

Sie wollte es nicht zulassen. Ihre Hysterie uferte immer mehr aus, doch der Doktor ließ sich nicht davon abhalten, seinen Job zu erledigen, wie es von ihm erwartet wurde. Damit sich Zoe beruhigte, gab er ihr eine Spritze. Danach wurde sie zwar nicht schlagartig still, aber allmählich, und dann ließ sie geschehen, was sein musste.

»Diesmal hat er sich besonders ins Zeug gelegt«, stellte der Doktor angewidert fest. »Von dem kann sogar der Teufel noch etwas lernen. Manchmal würde ich am liebsten alles hinschmeißen, aber das ist nicht so einfach. Wer die Organisation verlässt, landet entweder bei den Fischen oder bekommt ein Grab in Beton spendiert.« Er behandelte Zoe mit Tropfen, Salben und Tinkturen. Verbandsmaterial, Mullbinden und Pflasterstreifen kamen zum Einsatz, und nachdem der Doc mit seiner Arbeit fertig war, sagte er: »Tun Sie sich und mir einen großen Gefallen, Zoe: Wehren Sie sich in Zukunft nicht mehr gegen das Unvermeidliche. Sie sehen ja, es hat keinen Sinn. Sie müssen sich mit Ihrem Schicksal abfinden, das bleibt Ihnen nicht erspart, und lehnen Sie das Mittel,

das Ihnen Catherine gibt, nie wieder ab. Glauben Sie mir, Sie brauchen es.« Er packte seine Sachen ein.

»Doc«, krächzte Zoe.

»Was gibt's?«

»Bitte helfen Sie mir.«

»Das habe ich gerade getan.«

»Helfen Sie mir hier raus.«

»Das kann ich nicht, Zoe. Das ist völlig ausgeschlossen. Man würde mich vierteilen und köpfen, wenn ich mehr für Sie tue, als ich darf. Es tut mir wirklich sehr leid, dass Sie so großes Pech haben, aber ...« Er hob traurig die Schultern und ließ sie langsam sinken. »Die Welt ist voller schlechter Menschen. Sie hätten nicht so vertrauensselig sein dürfen. Damit haben Sie sich selbst in diese ausweglose Lage gebracht. Sie hätten vorsichtiger sein müssen. Es ist Ihre eigene Schuld, dass Sie sich nun in dieser engen, steil bergab führenden Einbahnstraße befinden. Eine Umkehr ist nicht möglich. Wenn Sie sich weiteres Leid ersparen wollen, müssen Sie sich fügen. Das ist der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann.« Er verließ den Raum fast fluchtartig.

Als er bei Catherine erschien, um sich zu verabschieden, sah sie ihn fragend an. »Und? Wie ist ihr Allgemeinzustand.«

»Darf ich offen sein?«

Sie nickte.

»Aber es muss unter uns bleiben.«

Catherine nickte abermals.

»Dieses Dreckschwein ist ein seelischer Krüppel«, ereiferte sich der Arzt. »Er sollte nicht frei herumlaufen.«

»Er ist ein Werkzeug.«

»Er widert mich an«, sagte der Doktor.

»Mich auch, aber was soll ich machen?« Catherine seufzte. »Was immer der Boss befiehlt, ist Gesetz. Ich muss mich daran halten.« Sie sah den Arzt fragend an. »Hast du ihr gesagt, sie soll den Drogenmix nicht noch einmal ablehnen?«

»Das habe ich.«

»Hoffentlich nimmt sie es sich zu Herzen.«

»Eines Tages wird es dieser Wahnsinnige übertreiben«, brummte der Doc. »Er bewegt sich ja jetzt schon verdammt hart an der Grenze dessen, was ein Mensch verkraften kann.«

»Wir müssen mit ihm und mit dem, was er tut, leben«, erwiderte Catherine. Dann wechselte sie das Thema. »Du sollst den Boss anrufen.«

Der Doktor nickte. »Das mache ich gleich, wenn ich heimkomme.«

Nachdem er gegangen war, begab sich Catherine zu Zoe. Sie legte eine rot-schwarz karierte Mikrofaserdecke behutsam auf sie und sagte sanft: »Ich hoffe, das wird dir eine Lehre sein. Niemand kann gegen den Strom schwimmen. Ich nicht. Du nicht. Und auch der Doktor nicht. Wir müssen alle tun, was von uns verlangt wird, ob uns das nun passt oder nicht. Es wäre mir sehr recht, wenn du das nun endlich kapieren würdest.«

Zoe schwieg.

»Es gibt nämlich eine Menge Leute, denen dein Schicksal völlig egal ist. Sie sind roh, herzlos und gewaltbereit. Ihr Motto ist: Wer nicht passt, wird passend gemacht. Solange du so funktionierst, wie sie sich das vorstellen, lassen sie dich weitgehend in Ruhe. Aber wenn du aufmuckst, wenn du rebellierst, wenn du sie ärgerst, bestrafen sie dich mit ganzer Härte. Also gehorche und funktioniere. Dann kommst du einigermaßen über die Runden. Bleibst du störrisch, so geht es in der Tonart von heute weiter. Und wenn du dann noch immer nicht parrierst, mustern sie dich aus, bringen dich um und schmeißen dich auf den Müll.«

»Geh«, stöhnte Zoe.

»Verdammt noch mal ...«

»Lass mich in Ruhe! Ich hasse dich. Du gehörst zu ihnen, bist nicht besser als sie.«

»Du verurteilst mich, weil ich mit den Wölfen heule?«

»Ja, das tue ich.«

»Und weil ich an meinem bisschen Leben hänge?«

»Allerdings.«

»Dann will ich dir mal eine ebenso traurige wie wahre Geschichte erzählen, du selten blöde Kuh«, stieß Catherine gereizt hervor. »Ich hatte mal eine nette kleine Bar in New Jersey. Mit den Einnahmen konnte ich keine großen Sprünge machen, aber mir genügte es, ich war zufrieden. Eines Tages tauchten zwei Kotzbrocken auf und wollten mich für diesen Job hier rekrutieren. Ich habe nicht nur entschieden abgelehnt, sondern diesen unrasierten Laufburschen gesagt, sie sollen sich zum Teufel scheren. Ich wusste nicht, dass der sie zu mir geschickt hatte. Und ich hatte auch keine Ahnung, dass diese widerlichen Kreaturen kein Nein akzeptieren. Willst du wissen, was sie getan haben, um mich umzustimmen?«, fragte sie verbittert.

Zoe presste die Lippen aufeinander.

»Willst du es sehen? Hier!« Catherine schob ihr langes Haar blitzschnell nach hinten und präsentierte Zoe ein hässliches Ohr, das kaum noch vorhanden war, und eine dunkle, zerfressene und vernarbte Wange. »Diese Bestien haben mich mit Säure bespritzt, und wenn ich nicht verdammt schnell Ja gesagt hätte, sähe mein ganzes Gesicht jetzt so aus wie diese eine Stelle.« Sie zog den Haarvorhang wieder nach vorne. »Begreifst du endlich, wie es um dich steht? Zieh die Krallen ein, Zoe. Gib dich geschlagen, und mach das Beste aus deiner Situation. Nur so bleibst du am Leben.«

»Was ist das denn noch für ein Leben?«, schluchzte Zoe.

Catherine atmete schwer aus. »Es ist das Einzige, das dir noch bleibt.«



»Da ist er wieder, Jerry«, zischte Phil. »Unser neugieriger Freund mit dem Gucker.«

Diesmal saß der Bursche in einem schwarzen Inkas Sentry und beobachtete uns, wie schon im Central Park, durch sein Fernglas. Wir gaben uns den Anschein, ahnungslos zu sein, taten so, als wäre er für uns nicht vorhanden.

»Warum tut er das?«, grummelte mein Partner. »Wer hat ihn auf uns angesetzt? Wieso interessiert es ihn so brennend, was wir machen, wohin wir fahren, mit wem wir reden?«

»Vielleicht ist es ein privater Schnüffler«, mutmaßte ich.

»Und wer hat ihn engagiert?«, fragte Phil. »Hugh Harrison etwa? Um zu sehen, ob wir auch wirklich unseren Job machen?«

Der tiefschwarze Inkas Sentry stand ungefähr hundert Yards von uns entfernt. Wenn wir auf ihn zugegangen wären, hätte der Neugierige mit Sicherheit nicht gewartet, bis wir bei ihm angekommen wären, sondern hätte sich umgehend aus dem Staub gemacht, deshalb versprachen wir uns mehr davon, ihm motorisiert zu folgen.

Also gingen wir zu meinem roten Jaguar. Wir waren noch nicht eingestiegen, da brauste der Inkas Sentry bereits los. Jetzt hatten wir es ziemlich eilig. Ich schwang mich in den Jaguar. Phil landete neben mir auf dem Beifahrersitz. Die Türen flogen mit einem satten Knall zu, der Motor sprang an, aber ich konnte dem bulligen Inkas Sentry erst nach einem hektischen Umkehrmanöver folgen, weil die Jaguarschnauze in die entgegengesetzte Richtung schaute, und das war für den Knaben mit dem Fernglas ein Zeitgeschenk, das er clever zu nutzen verstand. Er verschaffte sich

einen Vorsprung, den ich bedauerlicherweise nicht wettmachen konnte.

»Ein Franzose würde jetzt merde sagen«, stieß Phil ärgerlich hervor.

»Hast du dir das Kennzeichen nicht gemerkt?«, fragte ich.

»Leider nein.«

»Aber ich.«

»Lass hören«, verlangte Phil.

Ich nannte es.

»Jerry – du bist der Beste«, lobte mich mein Partner euphorisch.

»Ich weiß«, gab ich zurück und grinste betont unbescheiden.

Phil sorgte dafür, dass jeder verfügbare Streifenwagen nach dem Inkas Sentry Ausschau hielt, und versuchte mithilfe des Bordcomputers herauszufinden, wem der schwarze Extrem-SUV gehörte. Es stellte sich heraus, dass der Besitzer – eine Ikone des amerikanischen Actionfilms – den Wagen vor zwei Stunden als gestohlen gemeldet hatte.

Als man das Fahrzeug wenig später auf einem Parkplatz am Newtown Creek entdeckte, war es leer, und als hätte das nicht an negativen Freuden gereicht, rief auch noch Hugh Harrison an und wollte wissen, wie weit unsere Ermittlungen gediehen waren. Ich versuchte ihn mit optimistisch gefärbten Standardsätzen abzuspeisen, doch er fiel mir ungeduldig ins Wort: »Geben Sie's zu, Sie kommen nicht vom Fleck.«

Unmögliches erledigen wir sofort, dachte ich ironisch. Für Wunder brauchen wir etwas länger. »Wir tun unser Möglichstes, Mister Harrison«, versicherte ich ihm.

»Ella wurde umgebracht, Agent Cotton!«, tönte der texanische Rinderbaron geladen. Was er behauptete, war zwar wahrscheinlich, aber noch nicht bewiesen. »Ich erwarte von Ihnen, dass Sie den Mörder meiner Tochter ins Zuchthaus bringen«, sagte er rachsüchtig. »Ich zahle verdammt viel Steuern ...«

Ich atmete tief durch. Okay, er war emotional angeschlagen, hatte seine

BASTEI
G-man Jerry Cotton

Tochter auf sehr tragische Weise verloren, aber deshalb durfte er sich noch lange nicht einbilden, Phil und mich gekauft zu haben.

Wir waren nicht seine Leibeigenen. Ich räumte ihm dennoch tolerant die Gelegenheit ein, ordentlich Dampf abzulassen, versicherte ihm, dass wir alles unternehmen würden, um den Fall so rasch wie möglich aufzuklären, und legte auf.



Die Organisation erreichte bei Zoe Morosco – wie nicht anders zu erwarten –, was sie wollte. Nachdem die junge Frau mit den langen schwarzen Haaren und den sanften braunen Rehaugen aus Delaware den ersten Herrenbesuch einigermaßen verkraftet hatte, musste sie zwei »Gentlemen« empfangen – und bald darauf drei. Aber sie wehrte sich nicht mehr, nahm alles hin, und mithilfe des gut auf alle zu erwartenden Wünsche abgestimmten Suchtmittel-Cocktails, den ihr Catherine immer kurz davor servierte, bekam sie das meiste, was mit ihr angestellt wurde, nur am Rande mit.

So kam es, dass Zoe das Schulungszentrum bald verlassen und dort eingesetzt werden konnte, wo sie der Organisation das meiste Geld einbrachte.

Denn schließlich hatte man einiges in sie investiert. Andrew Abernathy hatte zehntausend Dollar für ihre Beschaffung bekommen, und alle, die an ihrer »Ausbildung« beteiligt gewesen waren, hatten auch nicht für lau gearbeitet.

Nun war es für Zoe an der Zeit, dafür zu sorgen, dass das vorgestreckte Kapital wieder hereinkam und in die Kasse der Organisation zurückfloss.

Also tat sie, was von ihr verlangt

wurde. Natürlich drogenunterstützt, weil sie sich sonst zu all diesen abscheulichen Widerlichkeiten, die ihr zugemutet wurden, nicht hätte überwinden können.

Sie reiste gewissermaßen auf einem Drogenschiff, das speziell auf ihre täglichen Bedürfnisse zugeschnitten und eigens für ihre außergewöhnlichen Anforderungen konstruiert worden war, durch Raum und Zeit und lebte rund um die Uhr ein betäubtes Paralleleben. Eine Möglichkeit, zu landen, gab es nicht.

Hätte Zoe Morosco dies versucht, wäre sie in einem zähen Sumpf aus allen Hässlichkeiten dieser Welt versunken und unweigerlich darin umgekommen.



Unsere bestens geschulten Informatikexperten – allen voran Dr. Ben Bruckner, dessen IQ jenseits des messbaren Bereichs lag – durchforsteten Ella Harrisons Laptop bis in den allerletzten Speicher-Winkel.

WhatsApp-Kontakte, E-Mail-Adressen, Facebook-Freunde, Twitter-Aktivitäten, Versandhaus-Accounts, Telebanking-Daten ... Nichts blieb den IT-Genies verborgen.

Sie listeten alles auf und druckten aus, was für uns eventuell von Interesse sein konnte. Die Sichtung des Materials nahm viel Zeit in Anspruch, brachte aber leider nicht den gewünschten Erfolg. Wann waren die Weichen für Ella Harrison in Richtung Tod gestellt worden? Und von wem?

Wir versuchten von dem Mann, der uns im Central Park und in der Dean Street beobachtet hatte, eine Phantomzeichnung hinzubekommen, doch das Ergebnis fiel sehr dürftig aus, weil sich jedes Mal ein großer Teil seines Gesichts

hinter dem Fernglas und hinter seinen Händen befunden hatte.

Dadurch konnten wir vieles von seiner Physiognomie nur annehmen, und als wir dann das FBI-Gesichtserkennungsprogramm darüber laufen ließen – die Verbrechervisagen wechselten auf dem Bildschirm mit unglaublicher Rasanz –, warf es uns Namen von Personen aus, die mit Sicherheit nicht infrage kamen, weil sie entweder im Knast saßen oder sich nachweislich im Ausland aufhielten.

Ich seufzte. »Pech.«

»Man kann nicht immer Glück haben«, murmelte Phil.

»War auf jeden Fall 'nen Versuch wert«, sagte ich.

Wir redeten mit Woody Gilmore, einem Urgestein der amerikanischen Schauspielkunst. Der Mann war alt und gebrechlich geworden und bemühte sich um keine Rollen mehr. Angebote hätte es noch immer gegeben, doch er lehnte sie alle ab. Ich hatte ihn früher gerne gesehen, sowohl auf der Bühne als auch im Film. Er war ein Erzkomödiant und unterrichtete jetzt junge Menschen, die sich zur Schauspielerei hingezogen fühlten. Aber nur dann, wenn sie Talent hatten.

Von Unbegabten, die nie die Chance haben würden, eine Rolle zu ergattern, nahm Woody Gilmore kein Geld. Denen riet er sogar dringend davon ab, Schauspieler werden zu wollen. Ich fand das sehr fair von ihm.

Ella Harrison hatte Talent gehabt – und Charisma, wie er betonte, wobei seine alten Augen leidenschaftlich funkelten. »Deshalb habe ich ihr empfohlen, sich für eine Rolle in dieser neuen Broadway-Produktion zu bewerben«, sagte er.

Es war zwar überhaupt nicht kalt in seiner Wohnung, er trug aber trotzdem eine hüftlange wattierte Jacke und auf dem Kopf etwas, das wie ein rostroter Fez aussah. Die Wände seines Wohnzimmers waren mit Fotos und Postern be-

pflastert, die sein künstlerisches Leben dokumentierten.

»Ella war ungemein wandlungsfähig, nahm jeden Rat mit Begeisterung an und setzte ihn bei der nächstbesten Gelegenheit ungemein ambitioniert um«, fuhr er fort. »Ich hatte noch nie eine eifrigere, fleißigere und ehrgeizigere Schülerin. Es war für mich ein echtes Vergnügen, mit ihr zu arbeiten, sie zu formen und ihr das Rüstzeug für einen der schönsten Berufe, die es gibt, mitzugeben. Ella hätte es bestimmt sehr weit gebracht. Sie war ein Diamant mit vielen wunderbaren Facetten.«

Wir nickten stumm.

»Wenn sie spielte, ging mir immer wieder das Herz auf, denn sie rezitierte nicht bloß irgendwelche fremde Texte, sondern füllte diese mit Leben, Leidenschaft und Energie aus. Das kam alles so intensiv und authentisch aus ihrem tiefsten Inneren heraus, als wäre es ausschließlich von ihr selbst.« Woody Gilmore atmete schwer aus. »Ich werde nie wieder eine so begabte Schülerin haben, das steht fest.« Es zuckte kurz um seine Mundwinkel. »Ich wollte Ella sogar umsonst unterrichten, doch sie bestand darauf, mich zu bezahlen.« Er sank in sich zusammen. »Ihr Tod ...« Er schüttelte unendlich traurig den Kopf, sprach nicht weiter.

»Wie haben Sie's erfahren?«, fragte Phil behutsam.

»Aus der Zeitung«, antwortete Gilmore mit brüchiger Stimme. »Es war ein fürchterlicher Schock für mich. Das können Sie mir glauben. Mir war, als hätte ich ein leibliches Kind verloren. Ella ...« Er wischte sich mit einer fahrigten Handbewegung über die Augen. »Sie muss einem Teufel in die Hände gefallen sein.«

»Haben Sie mit ihr mal über Drogen gesprochen?«, fragte ich.

»In Schauspielerkreisen ist das ja ein weit verbreitetes Thema«, fügte Phil hinzu.



Woody Gilmore sah uns mit festem Blick an. »Ella hat Drogen leidenschaftlich verabscheut ...« Er stieß einen Laut aus, der sich anhörte, als würde er schluchzen. »Und dann stirbt sie an einer Überdosis. Das passt für mich überhaupt nicht zusammen. Jemand muss ihr das Dreckszeug gegen ihren Willen gespritzt haben.«

»Haben Sie sich mit ihr manchmal auch privat unterhalten?«, wollte Phil wissen.

Der alte Schauspieler nickte. »Sehr oft sogar. Ich weiß, dass sie ihre junge Stiefmutter nicht ausstehen konnte, kenne die Namen aller WG-Mitglieder, weiß, wie Ella zu ihnen stand, dass zum Beispiel Julia Douglas ihre beste Freundin war. Ella hat in mir einen väterlichen Freund gesehen und mir voll vertraut.«

»Nehmen wir an, sie hätte die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der bei ihr einen tiefen Eindruck hinterlassen hat«, sagte Phil. »Hätte sie Ihnen davon erzählt?«

»Ich glaube schon«, gab Gilmore zur Antwort. Er überlegte kurz, dann sagte er nickend: »Ich bin mir dessen sogar ziemlich sicher. Sie war eine sehr mitteilsame junge Frau.«

»Aber sie hat Ihnen gegenüber keine solche Begegnung erwähnt«, warf ich ein.

»Mit keiner Silbe«, erwiderte der greise Künstler.

»Als sie nicht zum Unterricht erschien, was haben Sie sich da gedacht?«, erkundigte sich Phil.

»Ich nahm an, sie wäre krank.«

»Hätte sie in diesem Fall nicht angerufen und sich entschuldigt?«

»Ich hatte zur gleichen Zeit selbst gesundheitliche Probleme und einen Arzttermin nach dem anderen, Agent Cotton«, antwortete Woody Gilmore.

»Da ist das wohl ein wenig untergegangen.«

Wir baten ihn um die Namen der Personen, die Ella Harrison am Broadway kontaktiert hatte, um sich um ihre erste Bühnenrolle zu bemühen – Autor, Produzent, Regisseur ...

Er schrieb alles, was wir wissen wollten, mit krakeliger Schrift auf einen Zettel und gab ihn uns. Auch den Namen des Theaters vergaß er nicht.

»Vielen Dank, Mister Gilmore«, verabschiedete ich mich und schob das Papier in die Außentasche meines Jacketts. »Es war uns eine Freude, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Der alte Mann seufzte deprimiert. »Ich wünschte, ich könnte mehr für Sie tun, Agent Cotton«, gab er aufrichtig zurück. »Wer immer Ella auf dem Gewissen hat, soll hart dafür bestraft werden. Ich bin bestimmt kein rachsüchtiger Mensch, aber in diesem einen Fall ...« Er fletschte seine falschen Zähne. »In der Hölle soll das Dreckschwein schmoren!«, stieß er inbrünstig hervor.



Computer und alles, was damit – wenn bisweilen auch nur lose – zusammenhing, übten auf Sara Fenley eine Faszination aus, der sie sich nicht entziehen konnte. Es machte ihr ungeheuren Spaß, zu tüfteln, unentdeckte Cyber-Pfade zu beschreiten und komplizierte Programme zu schreiben, die in der Praxis auch garantiert funktionierten.

Da, wo das Gros der gewitztesten Informationstechniker mit rauchendem Kopf kapitulierte, begann es für Sara, erst interessant zu werden.

Und dabei sah sie überhaupt nicht so aus. Sie war eine junge, umwerfend attraktive Frau Anfang zwanzig, lebenslustig, ambitioniert und kontaktfreudig, und man konnte mit ihr Pferde stehlen.

Deshalb wäre es auch grundfalsch gewesen, sie als eigenbrötlerischen Nerd mit sozialen Defiziten zu bezeichnen. Weil das überhaupt nicht stimmte.

Sie war allseits beliebt, lachte gerne, hing begeistert mit Freunden ab und hatte großen Appetit auf alles, was das Leben an Köstlichkeiten zu bieten hatte. Ein Hacker-Klub hatte der jungen blonden Frau mit den großen himmelblauen Augen kürzlich die Ehrenmitgliedschaft angeboten, doch sie hatte dankend abgelehnt, weil es nicht ihr Ding war, mit Gleichgesinnten im Wettstreit als absolut sicher geltende Firewalls, raffinierte Geheimcodes, schlaue Krypto-Systeme, hochkomplexe Chiffren oder ähnliches zu überlisten.

Als anerkannte Computerexpertin und Softwaretesterin prüfte sie im Auftrag großer Firmen völlig unbeeinflusst Programme, die eventuell gekauft werden sollten. Jedoch nur dann, wenn Sara Fenleys Urteil positiv ausfiel.

Natürlich war es schon vorgekommen, dass man sie auf die ein oder andere Art hatte bestechen wollen. Mit Geld. Mit Opernkarten. Mit einer Karibikkreuzfahrt ...

Doch sie hatte jeden Versuch entschieden abgeschmettert und ihr reines Gewissen behalten, weil ihr nichts wichtiger war, als sich jeden Morgen im Spiegel ohne Schuldgefühle in die Augen sehen zu können.

Nie im Leben wäre Sara Fenley auf die Idee gekommen, dass ihr ihre angeborene Neugier, ihr professioneller Wissensdurst, ihr legitimes Interesse an allem, was es zum Beispiel auf dem Gebiet der Cybertechnik an Neuem zu erfahren gab, eines Tages zum Verhängnis werden könnte – und doch sollte es dazu kommen.



Bevor ich in meinen Jaguar stieg, schaute ich mich aufmerksam um. Das wurde für mich allmählich zur Manie.

»Suchst du den Mann mit dem Fernglas?«, fragte Phil.

Ich runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass der Kerl ständig in unserer Nähe ist.«

Phil nickte. »Das bezeichnen Psychodocs als Verfolgungswahn. Ich bin davon auch schon infiziert. Aber ich kann den Neugierigen nirgendwo ausmachen.«

Ich blieb argwöhnisch. »Er kann trotzdem da sein, hat sich diesmal vielleicht nur besser versteckt.« Ich schwang mich hinters Lenkrad und startete den Motor.

Während der nervigen Start-Stopp-Fahrt zum Broadway – alle Straßen waren hoffnungslos verstopft – fuhr Phil neben mir den Computer hoch und holte so viele Informationen wie möglich über die Theaterleute ein, die in Erwägung gezogen hatten, Ella Harrison zu engagieren.

Wenig später hatten wir sie in einem muffigen Proberaum leibhaftig vor uns und sprachen mit ihnen über Ella, deren Tod sie alle sehr betroffen gemacht und erschüttert hatte, doch sie konnten uns bedauerlicherweise nicht weiterhelfen. Wir erfuhren lediglich, dass Ella die Rolle, für die sie sich beworben hatte, ganz bestimmt bekommen hätte.

Welche Schauspielerinnen von Ellas Tod profitieren würde, stand zurzeit noch nicht fest, war für uns aber auch nicht von Interesse.

Es vergingen etliche weitere ebenso arbeitsintensive wie frustrierende Stunden ohne den geringsten Hoffnungs-schimmer auf Erfolg.

Niemand konnte uns sagen, wem Ella Harrison wann wo in die Hände gefallen war, was man mit ihr tatsächlich ange-stellt hatte und warum sie hatte sterben müssen.

BASTEI
G-man Jerry Cotton



Sara Fenley kam nach Hause, schoss eine Tiefkühlpizza in die Mikrowelle, fuhr den Computer hoch, checkte ihre E-Mails, schrieb ein paar Antworten, schaute sich die neuesten Facebook-Posts an und ging in die Küche, sobald die Mikrowelle klingelte. Während sie die Salamipizza, die ihr nicht besonders schmeckte, verzehrte, und ein Glas Multivitaminsaft dazu trank, machte sich ihr Smartphone bemerkbar. Jemand wollte per SMS wissen, ob sie okay sei.

Sie schrieb: *Wer fragt?*

C. Y.

Kenne ich nicht.

Charlie ... Charlie Young ... Die Party gestern ... Schon vergessen?

Nein, sie erinnerte sich noch ganz genau an die Party und an C. Y., wie er sich gerne nannte. Er war ein eitler Kerl, hielt sich für unwiderstehlich und hatte sie plump angebaggert. Sara hatte mit ihm getanzt.

Aus Höflichkeit. Weil sie nett sein und nicht als arrogant gelten wollte, obwohl sie ihn von Anfang an nicht gemocht hatte. Er hatte sich als »Oktopus« entpuppt und beinahe mehr Arme gehabt, als sie abwehren konnte.

Seine Hände waren so lange überall bei ihr gewesen, bis sie gedroht hatte, ihm eine zu knallen, und nun schrieb er reuig, dass er sich für sein gestriges unmögliches Benehmen entschuldigen wolle.

Er habe zu viel getrunken, es tue ihm leid, er wolle alles wiedergutmachen und bat sie um eine zweite Chance. Sie war jedoch nicht bereit, ihm diese zu gewähren.

Daraufhin rief er sie an. Sara geigte

ihm leidenschaftlich ihre Meinung. Er versuchte, sie trotzdem zu einem Date zu überreden, weil er davon überzeugt war, dass Beharrlichkeit zum Ziel führen würde. In vielen Fällen mochte sich das für ihn als richtig erwiesen haben. Bei Sara funktionierte es nicht. Sie beendete das Gespräch mit angemessener Schärfe und drohte, rechtlich gegen ihn vorzugehen, wenn er sie weiter belästigen sollte. Danach ließ er sie in Ruhe.

Zufrieden setzte sie sich an ihren Schreibtisch und begann, im Internet zu surfen. Es wäre besser gewesen, sie hätte es nicht getan, dann wäre ihr vieles erspart geblieben. Doch wer kann schon – seriös – in die Zukunft schauen?



Wir stillten unseren Hunger an einem mobilen Hotdog-Stand in der 47th Street West. Zwei finstere Typen mit Kapuzenshirts, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben und höchstwahrscheinlich stoned, schleppten sich mit stumpfen Blicken wie Zombies vorbei, ohne uns zu beachten. Sie befanden sich zurzeit offenbar in einer völlig anderen Welt. Mein Handy klingelte. Ich meldete mich.

»Ihr könnt einem echt leidtun«, höhnte der Anrufer.

»Wer spricht?«, wollte ich wissen.

»Ich«, antwortete der Witzbold.

»Sehr aufschlussreich.« Ich hatte selbstverständlich nicht damit gerechnet, dass er seinen Namen nennen würde.

»Ihr rennt permanent in die falsche Richtung«, behauptete der Unbekannte.

»Sind Sie der Typ mit dem Fernglas?«

Phil horchte auf. Ich schaltete mein Mobiltelefon auf Lautsprecher, damit mein Partner mithören konnte. Gleichzeitig blickten wir uns aufmerksam um. Die Gehsteige waren voller Menschen,

und einer von ihnen war möglicherweise der, mit dem ich gerade sprach.

»Ihr braucht Hilfe«, sagte der Anrufer.

»Okay.« Mein Blick wanderte ruhelos umher. Wo steckte der verflixte Bursche? Wie nah war er? Brauchte er diesmal kein Fernglas, um zu sehen, was wir machten? Stand er auf der gegenüberliegenden Straßenseite? Denkbar wäre es gewesen. Ich schaute hinüber. Wo war der Typ, mit dem ich sprach? Es bot sich niemand an, der dafür infrage kam.

»Sind Sie an einer kleinen wahren Geschichte interessiert, Agent Cotton?«, erkundigte er sich.

»Was verlangen Sie dafür?«

»Nichts.«

»Kommen Sie her«, sagte ich provokant. »Ich spendiere Ihnen einen Hotdog – Zwiebel, Salat, Gurke, Ketchup, Senf, Curry, Majo ..., das ganze Programm – und höre mir Ihre Geschichte an.«

»O, vielen Dank. Sie sind sehr großzügig, aber nein, ich möchte Ihnen und Ihrem Partner lieber nicht zu nahe kommen.«

»Warum nicht? Haben Sie ein schlechtes Gewissen?«

»Ihr G-men habt die Unart, immer gleich alle einzusperren, die euch nicht zu Gesicht stehen, und das möchte ich nicht. Ich liebe meine Freiheit über alles.«

»Wenn Sie nichts auf dem Kerbholz haben, können Sie sie gerne behalten.«

Er ließ sich nicht überreden. »Es war einmal ein junges, schönes Mädchen«, begann er mit seiner »kleinen wahren Geschichte«. »Es wuchs wohlbehütet und ohne Sorgen in gut bürgerlichen Verhältnissen auf und liebte, wie es sich gehört, seine Mutter und seinen Vater. Doch eines Tages zerbrach die Familienidylle, und Mom und Daddy trennten sich ... Kommt Ihnen die Geschichte bekannt vor, Agent Cotton?«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie

sie ein wenig straffen würden«, antwortete ich. »Erzählen Sie mir, was ich noch nicht weiß.«

Der Anrufer lachte amüsiert. »Seien Sie doch nicht so ungeduldig.«

»Haben Sie Ella Harrison auf dem Gewissen?«, fragte ich den infantilen Geschichtenerzähler direkt.

»Ich? Wie kommen Sie denn auf so etwas? Ich habe mit Ellas Tod nichts zu tun.«

»Sondern wer?«, fragte ich schneidend.

»Sie spricht für eine Rolle vor. Man sagt ihr, sie hätte Talent und gute Chancen, engagiert zu werden. Sie fährt überglücklich nach Coney Island, schlendert durch den Vergnügungspark. Ein Mann spricht sie an. Sie ist gut drauf, weist ihn nicht ab. Eins führt zum anderen ...«

»Haben Sie's nicht etwas genauer?«

»Lassen Sie Ihre Fantasie ein bisschen spielen, Agent Cotton!«

»Kennen Sie den Mann, der Ella angesprochen hat?«

»Wenn Sie meinen, ich würde Ihnen die ganze Arbeit abnehmen, haben Sie sich geschnitten. Ich möchte Ihnen nur einen kleinen Denkanstoß liefern, um Sie in die richtige Richtung zu lenken.«

»Okay«, grummelte ich. »Der Mann spricht sie an ...«

»Sie findet ihn nett.«

»Ist gut drauf«, sagte ich.

»Und viel zu vertrauensselig. Es fällt ihm nicht schwer, sie zu umgarnen. Sie geht ahnungslos mit ihm ...«

»Wohin?«

»Das müssen Sie selbst herausfinden, Agent Cotton. Das ist jetzt alles nur mal so dahinfabuliert ... In der Nähe befindet sich ein Obdachlosenheim mit Sexualstraftätern auf Bewährung. Na? Klingelt's jetzt bei Ihnen?«

»Wohnt der Mann da, den Ella auf dem Rummelplatz kennengelernt hat?«

Ein Streifenwagen jaulte vorbei. Ich hörte es gleichzeitig auch aus dem

Handy. Ein Beweis dafür, dass der Anrufer ganz in der Nähe war.

Wir suchten ihn angespannt. Halb New York schien in der Siebenundvierzigsten unterwegs zu sein. Trug der Unbekannte wieder seine braune Lederjacke? Mir fiel er nirgendwo auf. Phil entdeckte ihn auch nicht.

Der Kerl lachte blechern. »Hört auf damit.«

»Womit?«

»Ich bin unsichtbar. Selbst wenn ich neben euch stünde, würdet ihr mich nicht bemerken.«

»Sie schulden mir noch eine Antwort«, sagte ich.

»Sie wollen wissen, ob der Mann, der Ella Harrison im Vergnügungspark von Coney Island angesprochen hat, in diesem Obdachlosenheim für Sexualstraftäter auf Bewährung wohnt. Ich denke, das tut er. Pech für die arme junge Frau aus Texas, dass sie zur falschen Zeit am falschen Ort war.«

»Und weiter?«

»Er geht zum Rummel, sieht sie – es beginnt bei ihm zu kribbeln. Es ist schon eine verfluchte Geisel, wenn man so veranlagt ist. Sie erkennt die Gefahr nicht, die dieser Kerl verkörpert, und das kostet sie zu guter Letzt das Leben ... So, jetzt muss ich aber Schluss machen. War nett, mit Ihnen zu plaudern, Agent Cotton. Vielleicht komme ich auf Ihr Angebot zurück. Es muss ja nicht immer Kaviar sein. Zwischendurch mal ein herzhaft gewürzter Hotdog kann den Gaumen ebenso erfreuen.«

Damit beendete der Unbekannte das Gespräch.

»Warum tut er das?«, brummte Phil missmutig. »Wieso erzählt er uns nicht gleich alles, was er weiß?«

»Vielleicht steckt er irgendwie in dieser Schweinerei mit drin.«

»Oder ...«

»Oder was, Phil?«

»Oder er ist selbst der Mann, dem Ella auf Coney Island begegnet ist«, sagte Phil. »Solche Typen ticken nicht richtig. Deshalb kann man sie auch nicht mit normalen Maßstäben messen. Sie tun etwas, weil die Bestie, die sie in sich tragen, sie dazu zwingt. Sie möchten nicht, müssen aber, weil sie nicht stark genug sind, sich dem verhängnisvollen Drang zu widersetzen. Doch irgendwo, tief in ihrem Innersten, möchten sie gefasst werden. Sie wünschen sich, für das, was sie angestellt haben, bestraft zu werden. Möglicherweise hat der Anrufer aus diesem Grund angedeutet, wo er zu finden ist. Er kann zwar nicht ganz aus sich heraustreten, steuert uns aber immerhin ein klein wenig in seine Richtung.«

Ich stieß ihm meinen Zeigefinger in die Magengrube. »Wenn du nicht mein Partner wärst, würde ich dich als exzellenten Profiler empfehlen. Wann warst du das letzte Mal auf Coney Island?«

»Ist schon eine Weile her.«

»Dann wird es Zeit, dass du mal wieder da hinkommst.«



Sara Fenley stieß beim Surfen durch die endlosen Weiten des Internets immer wieder an Grenzen, die nicht jeder überwinden konnte.

Ihr hingegen fiel es nicht allzu schwer, selbst die raffiniertesten Hürden zumeist schon nach kurzer Zeit zu überwinden.

Nicht ahnend, dass sie sich auf gefährlichem Terrain bewegte, trickste sie gewiefte Sperrren aus und überlistete intelligente Blockaden.

Dass das für sie fatale Folgen haben konnte, bekam sie zunächst nicht mit. Es machte ihr Spaß und stachelte immer wieder aufs Neue ihren Ehrgeiz an, den

nächsten – unerlaubten und eigentlich fast unmöglichen – Schritt zu tun.

Ohne sich dessen richtig bewusst zu sein, erwachte in ihr eine Jagdleidenschaft, die sie nicht mehr losließ und sie verleitete, immer tiefer in streng geschützte Bereiche vorzudringen. Dort hin, wo das Netz schmutzig, grausam, skrupellos und menschenverachtend war.

Als Sara schließlich begriff, wo sie hineingeraten war, stockte ihr Atem und ihr Blut gefror zu Eis. Sie war zutiefst geschockt. Verstört »sah« sie sich in der finsternen Internetecke um, in die sie vorgedrungen war, obwohl sie das nicht hätte tun sollen. Aber ihre verhängnisvolle Entdeckersucht ließ sie nicht los. Sie trieb sie immer tiefer in den Morast widerwärtigster Abscheulichkeiten hinein, während ihr Herz wie verrückt raste und kalte Schauer über ihren Rücken rannen.

Ihr war auf ihren ausgedehnten Trips durchs Netz schon so manch Unerquickliches, Abartiges und Ekelregendes untergekommen, aber das hier setzte allem die Krone auf. In diesem von Niedertracht beherrschten Winkel zeigte sich die Cyberkriminalität von ihrer verabscheuungswürdigsten Seite – und Sara Fenley befand sich mittendrin.

Ein beängstigender Gedanke schoss ihr durch den Kopf und versetzte sie in Panik. Sie war auf keiner Einbahnstraße. Hier herrschte Gegenverkehr.

So, wie Sara in diesen Pool voller ekelerregender Abscheulichkeiten sehen konnte, konnten die anderen, wenn sie clever waren – und davon musste man ausgehen –, in ihre Richtung schauen.

Mit anderen Worten: Diese Verbrecher, die meinten, sich ausreichend getarnt zu haben, um unbemerkt ihren dreckigen Geschäften nachzugehen, konnten Saras Weg durchs Netz bis in ihr Apartment zurückverfolgen und alles, was sie wissen wollten, über sie in Erfahrung bringen.



Jeffrey Bing, der Manager des Obdachlosenheims, war nicht glücklich, als wir ihm eröffneten, wer wir waren und was uns zu ihm führte.

Der kernige Mann mit den kantigen Zügen, dem schon bald der Ruhestand winkte, hatte langes, schütteres schneeweißes Haar, das von seinem Kopf abstand, als hätte er kürzlich in eine Steckdose gegriffen.

Flohmarktmöbel, wahre Raritäten, füllten sein Büro. Das gesamte hässliche Interieur war alt, wackelig, zerkratzt und roch muffig.

Eine Wohlfühloase war das hier wahrlich nicht. Er bezeichnete das Heim, das er leitete, als »schräges Panoptikum«.

»Wenn ich ehrlich sein darf, ich mag diese seltsamen Typen nicht, die ich beherbergen muss. Sie sind mir nicht geheuer. Für mich sind das tickende Zeitbomben, die von irgendwelchen schizophrenen Psychiatern als geheilt bezeichnet und für ungefährlich erklärt wurden. In Wahrheit aber schläft der Dämon nur, der von ihnen Besitz ergriffen hat. Den kann man nicht austreiben. Irgendwann erwacht er wieder und zwingt die Befallenen, erneut Böses zu tun.« Er tippte sich an die Stirn.

Wir warteten, dass er weitersprach.

»Sie auf Bewährung freizulassen, ist der reine Irrsinn. Ich habe das schon x-mal allen möglichen Experten gesagt, aber auf mich hört ja keiner. Selbst wenn etwas passiert, kehrt man es sogleich schamhaft unter den Teppich und spricht von einem bedauerlichen Einzelfall, von dem sich keine Regel ableiten lässt. Kürzlich hatten wir einen hier, der den Anschein erweckte, keiner Fliege etwas zuleide tun zu können.«

Ich hob eine Augenbraue. »So?«

»Ja. Sein Sündenregister bestand aus drei brutalen Vergewaltigungen,

wobei er sein letztes Opfer beinahe erwürgt hätte. Sein Anwalt fand einen Psychiater, der feststellte, dass der arme traumatisierte Mann in der Zeit, in der er straffällig geworden war, unter schwerem psychischen Stress gestanden hatte. Seine Frau und seine vier Kinder waren bei einem Wohnungsbrand ums Leben gekommen, und das hatte ihn so komplett aus der Bahn geworfen, dass er nicht mehr wusste, was er tat.«

»Und was geschah dann?«

»Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in einer geschlossenen Anstalt für geistig abnorme Rechtsbrecher wurde er als geheilt entlassen, Agent Cotton. Er kam hierher, war wochenlang die Harmlosigkeit in Person, freundlich, nett, zuvorkommend, hilfsbereit ... Und eines Tages zieht er los, vergeht sich in einer Kirche an einer alten Klosterschwester und schneidet ihr anschließend die Kehle durch.«

Ich erinnerte mich an den Fall, hatte davon gelesen. Als der Täter mit dem blutigen Messer in der Hand aus der Kirche getreten war, hatten ihn mehrere Cops erwartet. Da er ihrer mehrmaligen Aufforderung, das Messer fallen zu lassen und die Hände hinter den Kopf zu nehmen, nicht Folge geleistet, sondern Anstalten gemacht hatte, sie anzugreifen, hatten sie sich gezwungen gesehen, ihn zu erschießen.

»In meinen Augen bleiben diese Sexualstraftäter ihr Leben lang gefährlich«, erklärte Jeffrey Bing im Brustton tiefster Überzeugung. »Das lasse ich mir nicht ausreden.« Er tippte sich abermals an die Stirn. »Bei denen läuft hier oben irgendwas nicht rund.«

»Wie viele Personen wohnen in diesem Heim?«, erkundigte sich mein Partner.

»Wir haben fünfzehn Betten«, antwortete der Manager.

»Sind alle belegt?«, fragte ich.

»Zurzeit ja.«

Wir wollten wissen, wer seiner Meinung nach der Mann sein konnte, dem Ella Harrison auf dem Rummelplatz begegnet war.

»David Botsford«, antwortete Jeffrey Bing wie aus der Pistole geschossen, als gäbe es für ihn nicht den geringsten Zweifel. »Ich traue ja grundsätzlich allen meinen ›Schützlingen‹ alles zu, aber ihm am meisten. Er hat etwas an sich, das mich abstößt. Ich halte ihn für extrem gefährlich.«

»Warum?«, hakte ich nach.

»Vielleicht deshalb, weil er gar so harmlos aussieht. Wenn Sie ihn sehen, können Sie sich nicht vorstellen, dass er mehr als ein Dutzend Sexualdelikte auf dem Kerbholz hat. Und ... er treibt sich fast täglich im Vergnügungspark herum. Angeblich gefällt ihm die Atmosphäre dort so gut. Das vielfältige Musikdurcheinander, die ausgelassene Stimmung der Menschen, die vielen unterschiedlichen Gerüche, der Lärm, der Trubel ... Das macht ihm Spaß. Davon kann er nicht genug kriegen. Sagt er. Aber ich kaufe ihm das nicht ab. Ich glaube, er begibt sich dort auf die Pirsch, hält Ausschau nach einem geeigneten Opfer. Der Mann ist ein Wolf im Schafspelz.«

»Angenommen, ihm fällt eine junge Frau in die Hände«, sagte Phil. »Könnte er sie hier verstecken?«

»Hier?« Der Manager schüttelte den Kopf. »Nein. Das wäre ganz und gar unmöglich. Aber es gibt nicht weit von hier einige leer stehende Häuser, die sich als Versteck bestens eignen würden.«

»Kennt David Botsford sie?«, fragte ich.

»Jeder kennt sie.«

»Wir möchten uns mit ihm unterhalten«, meinte ich. »Ist er im Haus?«

»Soll ich ihn holen?«

Ich winkte ab. »Nicht nötig. In welchem Zimmer finden wir ihn?«

Bing zeigte nach oben. »Zimmer dreizehn.«

Wir machten uns auf den Weg.



In ihrer namenlosen Panik zuckte Sara Fenley zurück, als wäre aus ihrem Monitor eine Feuerlohe auf sie zugerast. Sie stieß dabei einen entsetzten Schrei aus und bedeckte ihr hübsches, bleich gewordenes Gesicht mit beiden Händen.

Fassungslos starrte sie zwischen ihren zitternden Fingern hindurch auf den Bildschirm, obwohl sie eigentlich nicht mehr sehen wollte, was sie sah.

Abschalten!, hallte es hysterisch in ihr. Ich muss den PC abschalten!

Sie tat dies hastig und riss auch noch den Netzstecker aus der Dose, obwohl ihr klar war, dass das genau genommen sinnlos war, denn sie hatte beim Surfen Spuren hinterlassen, die ein gut geschulter Informatiker auch dann zurückverfolgen konnte, wenn die Verbindung nicht mehr bestand.

Da Sara gemeint hatte, sich im Internet lediglich auf harmlosen Pfaden zu bewegen, hatte sie keinen Grund gesehen, anonym vorzugehen.

Würde sich dieser Leichtsinn nun rächen? Sie hoffte nicht. Sie stand auf und tigerte nervös durch die Wohnung. Was tun? Was tun? Was sollte sie tun?

Verschwinden? Untertauchen? Ich muss das melden, darf das nicht für mich behalten, sagte sie sich. Dieser kriminellen Cyber-Brut muss das Handwerk gelegt werden. Ich darf nicht zulassen, dass dieser menschliche Abschaum seine verbrecherischen Aktivitäten ungehindert fortsetzt. Ich kann das stoppen, kann sie auffliegen lassen und ins Gefängnis bringen.

Um ihre flatternden Nerven zu beruhigen, nahm sie sich einen Scotch. Drei Finger hoch. Zu viel. Normalerweise. Aber diesmal nicht.

Sara stürzte das Zeug hinunter, das in

ihrer Kehle wie Feuer brannte, schloss die Augen und wartete auf die Wirkung, die sich schnell einstellte.

Als das Mobiltelefon klingelte, traf sie fast der Schlag. Sie warf einen Blick aufs Display. Olivia Sheridan, ihre sommersprossige, pausbackige Freundin, lächelte sie an. Sara meldete sich.

»Wobei störe ich?«, erkundigte sich Olivia.

»Bei nichts.«

»Bei mir ist eine Beschwerde eingegangen.«

»Ach ja?«, krächzte Sara. Ihr Pulsschlag war noch immer sehr hoch.

Die Freundin schien es zu bemerken. »Ist bei dir alles in Ordnung?«

»Warum fragst du?«

»Deine Stimme – sie klingt so fremd ... Irgendwie eigenartig.«

»Wer hat sich beschwert?«

»C. Y.«, gab Olivia Sheridan zur Antwort. »Er kann nicht verstehen, dass du ihn heute am Telefon so schroff abgefertigt hast.«

»Hat er dich gebeten, für ihn zu intervenieren?«

»Das würde ich nie tun. Schließlich weiß ich, dass es zwecklos wäre und ...«

»Und?«

»Na ja, ich war ja auch auf dieser Party und habe gesehen, wie sehr sich Charlie Young bei dir danebenbenommen hat. Du hast allen Grund, auf ihn sauer zu sein ... Ist bei dir wirklich alles in Ordnung, Schätzchen?«

Sara wollte der Freundin nicht die Wahrheit zumuten, deshalb blieb sie bei ihrer Lüge. »Alles bestens.«

»Fein«, sagte Olivia Sheridan.

Sara beruhigte sich allmählich. Sie wollte wissen, weshalb die Freundin anrief.

»Was hältst du von einem verlängerten Wochenende in den Catskill-Bergen?«, fragte Olivia. »Das Haus meines Onkels stünde uns zur Verfügung. Er hat geschäftlich in Chicago zu tun, kommt

erst Mitte nächster Woche zurück. Wir könnten Freitagmittag hin- und Montagfrüh zurückfahren. Ein bisschen chillen, im Pool plantschen, die Seele baumeln lassen, quatschen, die Natur genießen ...«

»Das hört sich verlockend an.«

»Dann machen wir das?«, fragte Olivia erfreut.

»Ich bin dabei«, sagte Sara. Am liebsten wäre sie sofort – und nicht erst am Freitag – losgefahren. Das Haus in den Catskills war ein ideales Versteck. Niemand konnte auf die Idee kommen, sie dort zu suchen.



Ich klopfte gespannt an Tür dreizehn. Jeffrey Bing hatte so viel Negatives über David Botsford gesagt, dass ich es kaum erwarten konnte, ihm Auge in Auge gegenüberzustehen. Vielleicht hatte er eine braune Lederjacke und schwarze Jeans an und hielt ein Fernglas in der Hand. Wünschen darf man sich's ja, sagte ich mir, während ich auf eine Reaktion wartete.

Ich musste ein zweites Mal klopfen, um ein verschlafenes »Ja?« zu bekommen.

»Mister Botsford?«

»Wer ist da?«

»FBI.«

»Sekunde«, sagte er, fast eine Oktave höher, »ich habe nichts an ...«

Schnelle Schritte jenseits der Tür. Mit Schuhen!

»Der lügt«, zischte mein Partner. Dann wirbelte er herum, lief zur Treppe und stürmte die Stufen hinunter.

Ich rüttelte am Türknauf. »Botsford! Machen Sie auf!«

Er dachte nicht daran. So reagiert man nicht, wenn man ein reines Gewissen hat. Ich »lehnte« mich mit angemessener Vehemenz an die Tür.

Sie schwang zur Seite, und ich sah ein offenes Fenster und gerade noch Botsfords brünetten Haarschopf draußen verschwinden. Sein Zimmer war klein und penibel sauber.

An den Wänden hingen Poster von Teeniestars, die nicht viel am Leib trugen. Er schien eine Schwäche für junge bis sehr junge Mädchen zu haben.

So besehen passte die einundzwanzigjährige Ella Harrison eigentlich nicht ganz in sein Beuteschema. Aber vielleicht hatte er bei ihr ja mal eine Ausnahme gemacht. Möglicherweise hatte er sie für jünger gehalten, als sie tatsächlich war. Ich rannte zum Fenster.

Er landete gerade unten auf kurz geschnittenem Gras, rollte wie ein Fallschirmspringer ab, war gleich wieder auf den Beinen und gab Fersengeld.

Ich hätte umkehren und das Obdachlosenheim so verlassen können, wie es Phil getan hatte, doch das hätte mich zu viel Zeit gekostet, deshalb kletterte ich ebenfalls aus dem Fenster. Ein Sprung aus dieser geringen Höhe war kein Problem für mich. Als ich unten ankam, schoss Phil um die Ecke.

»Wo ist er, Jerry?«, keuchte mein Partner.

Ich zeigte in die Richtung, in die sich Botsford abgesetzt hatte. Zu sehen war er nicht mehr. Die umliegenden kleinen Grundstücke waren entweder mit Holzzäunen oder grünen Hecken eingefriedet.

Dazwischen gab es ein Labyrinth von schmalen Durchgängen. Wir folgten dem Verdächtigen auf gut Glück. Irgendwann mussten wir uns entscheiden: nach links oder nach rechts? Wir wählten beide Richtungen, indem wir uns trennten.



Ein bulliger Rottweiler raste wie Zerberus, der Höllenhund, heran und verbellte Phil laut und aggressiv. Das Tier war extrem feindselig, schnappte fast über vor Wut und Mordlust und hätte Phil gerne zerfleischt, wurde aber von einem nicht besonders stabil aussehenden, rostigen Maschendrahtzaun davon abgehalten. Weißer Schaum spritzte aus dem Maul des durchgedrehten Kampfhunds. Glücklicherweise war die Grenze, die das Tier glaubte, verteidigen zu müssen, nur zwanzig Yards lang. Dann konnte der Rottweiler Phil nicht weiter folgen.

Aber zu bellen hörte er deshalb noch lange nicht auf. Phil kam zu der Einsicht, dass David Botsford diesen Weg nicht eingeschlagen haben konnte, weil sich der Vierbeiner sonst schon einmal so gebärdet hätte. Oder hatte der Hund zunächst noch in seiner Hütte geschlafen und war erst auf den zweiten Störenfried aufmerksam geworden?

So oder so, Phil lief einfach weiter, bis die hässliche Rückseite eines Hauses vor ihm aufragte, in dem niemand mehr wohnte.

Tiefe Risse »zierten« das Gebäude. An vielen Stellen war der Putz abgefallen und gab den Blick auf verwitterte Gasbetonsteine frei.

An den Fenstern klebte eine dicke Staubschicht. Auf dem Dach lagen nicht mehr alle Ziegel an ihrem Platz. Das Unkraut reichte Phil bis an die Hüfte.

Es war an einigen Stellen niedergetreten. Von wem? Von Botsford? Phil zog sicherheitshalber die Glock. Er näherte sich einer schäbigen Holztür, die vor allem im unteren Bereich schon sehr morsch war.

Sie ließ sich auch nicht mehr ganz schließen. Wind und Wetter hatten sie stark verformt. Phil öffnete sie vorsichtig. Sie knarrte so leise, dass es kaum zu hören war. Phil hatte eine Treppe vor sich.

Fünf Stufen führten zum Keller hinter. Er machte sich an den Abstieg.

Die Holztür blieb offen und ließ zu, dass Phil vom Tageslicht begleitet wurde.

Hinter jeder Ecke, in jeder Mauernische konnte der Gesuchte auf ihn warten, deshalb spannten sich Phils Nerven mit jedem Schritt mehr an.

Es ist nicht leicht, die Augen gleichzeitig überall zu haben. Eigentlich ist es unmöglich, und das war Phil auch klar, aber er versuchte es wenigstens.

Eine Ratte querte seinen Weg. Sie hatte es sehr eilig, schoss pfeilschnell von rechts nach links und war gleich nicht mehr zu sehen.

Floh sie vor jemandem? Phil blieb stehen und lauschte angestrengt. Sollte David Botsford hier unten sein – wie nah war er ihm bereits gekommen?

Hinter einem Bretterschlag türmte sich rostiges Gerümpel. Phil stutzte. Hatte sich dort gerade etwas bewegt? Als er den nächsten Schritt machte, vernahm er ein feindseliges Fauchen, und dann flitzte eine räudige Katze an ihm vorbei. Phil hätte sie beinahe erschossen.



Ich hörte das laute aggressive Bellen eines Hundes und vermutete, dass sich das Tier wegen Phil so schrecklich aufregte. Manche Vierbeiner nehmen ihren Wächterjob verdammt ernst.

Die Zweige einer wild wuchernden Heckenrose wollten mich nicht durchlassen. Sie streckten sich mir wippend und pendelnd entgegen und bohrten ihre vielen kleinen Dornen in den Stoff meines Jacketts.

Ich hatte Mühe, dafür zu sorgen, dass mein Sakko keinen Schaden nahm, schaffte es aber mit einigem Geschick und erreichte wenig später ein Haus, das ich nicht einmal geschenkt haben wollte. Wenn es ein Auto gewesen wäre, hätte man es in die Schrottpresse geworfen, so desolat sah es aus.

Hatte Ella Harrison hier einige grauenvolle Tage verbringen müssen, nachdem sie David Botsford auf dem Rummelplatz in die Hände gefallen war?

Ich ging auf die Haustür zu. In den Mauerfugen wuchs Löwenzahn. Eine Sanierung des abgewohnten Gebäudes schien keinen Sinn mehr zu ergeben.

Es war wohl vernünftiger, die Bude mit einem großen Bulldozer wegzuschieben und ein neues Haus auf den freige gewordenen Platz zu stellen.

Bevor ich das Gebäude betrat, griff ich nach meiner Dienstwaffe und zog sie aus dem Holster. An der gegenüberliegenden Wand hing ein ovaler Spiegel.

Ich konnte darin nicht nur mich sehen, sondern bekam gleichzeitig auch mit, dass sich hinter der Eingangstür niemand verbarg.

Die Räume, in die ich schaute, waren größtenteils leer. Jene Leute, die von hier fortgezogen waren, hatten mitgenommen, was noch zu gebrauchen war. Den Rest hatten sie da gelassen.

Als ich mich der Kellertreppe näherte, registrierte ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung und drehte mich blitzschnell um.

Botsford griff mich mit einer dicken, armlangen Holzlatte an. Er schlug mit aller Kraft zu. Ich nahm den Kopf zum Glück schnell genug zur Seite, sonst hätte mich der brutale Schlag gefällt.

Die Latte landete auf meiner Schulter, und der Schmerz lähmte meinen linken Arm. Doch der rechte funktionierte noch, und so konnte ich David Botsford meine Glock so hart gegen den Kopf knallen, dass er das Holz fallen ließ, zurücktaumelte und Phil, der gerade aus dem Keller hochkam, schwer benommen in die Arme sackte.

Phil lehnte den Wüstling an die schmutzige Wand.

»Ich habe nichts getan ... nichts getan ... nichts getan ...«, winselte Botsford.

»Niemand türmt mit affenartiger Geschwindigkeit aus dem Fenster, wenn er ein reines Gewissen hat«, knurrte Phil.

»Ich bin unschuldig«, behauptete Botsford weinerlich. »Ich habe nichts getan ... nichts getan ... nichts getan ...«

»Ihre Flucht beweist, dass Sie lügen«, sagte ich scharf und steckte meine Dienstpistole weg. Die Taubheit verflüchtigte sich relativ rasch aus meinem linken Arm. Er wurde wieder voll funktionstüchtig.

»Das können wir glatt als Geständnis werten«, fügte Phil hinzu.

»Was werfen Sie mir vor?«, greinte der Verdächtige. Da, wo ihn meine Waffe getroffen hatte, wuchs eine dicke rote Beule. »Ich habe nichts getan ... nichts getan ... nichts getan ...«

»Langsam reicht es, Botsford«, brauste Phil auf. »Mein Geduldsfaden wird immer dünner. Spielen Sie uns nicht das Unschuldslamm vor. Wir wissen über Sie Bescheid. Sie würden nicht in diesem Heim wohnen, wenn Sie so sauber wären, wie Sie uns weismachen wollen.«

»Ich habe nichts getan ... nichts getan ... nichts getan ...«

Phil hob warnend den Finger. »Einmal noch und Sie lernen meine dunkle Seite kennen«, drohte er. »Vor der habe ich sogar selbst Angst!«

»Warum sind Sie geflohen?«, wollte ich wissen.

»Ich bin bloß auf Bewährung draußen ... FBI vor meiner Tür ... Ich habe die Nerven verloren ...« Botsford schluckte aufgeregt. »Sie sind doch ...«

Wir zeigten ihm unsere Ausweise.

Phil kniff die Augen zusammen. »Haben Sie nach Ihrer Entlassung wieder etwas angestellt?«

»N-nein.«

»Also ja.«

»Nein!«, quiekte Botsford verzweifelt, als hätte ihn mein Partner gegen das Schienbein getreten. »Ich habe Nein gesagt.«

»Nehmen Sie gelegentlich Drogen?«, wollte Phil wissen.

»Das ist mir untersagt.«

»Besitzen Sie Drogen?«, fragte Phil. »Heroin zum Beispiel.«

»Das ist verboten. Man würde mich sofort wieder ...«

»Könnten Sie sich Rauschgift verschaffen, wenn Sie wollten?«, fiel Phil dem Triebtäter ins Wort.

David Botsford machte ein Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Ich wüsste nicht ... Ich verstehe Ihre Fragen nicht.«

»Sie gehen oft zum Rummelplatz.«

»Mir gefällt es da.«

»Was zieht Sie so magisch an?«, wollte mein Freund wissen. »Die vielen jungen Frauen, die sich dort herumtreiben? Leicht bekleidet – mit kurzen Röcken, engen Hosen, tiefen Ausschnitten oder engen Pullis, ohne BH.«

»Hören Sie bitte auf damit«, sagte Botsford beschwörend.

»Warum? Ist es Ihnen unangenehm?«

Botsford holte tief Luft. »O-okay, ich habe eine dunkle Vergangenheit, und ich bin bestimmt nicht stolz darauf, aber ich habe alles Negative abgestreift wie eine Schlange ihre alte Haut. Ich mache so etwas nicht mehr, und man hätte mich bestimmt nicht auf Bewährung rausgelassen, wenn daran auch nur der geringste Zweifel bestünde. Man hat mich geheilt. Ich bin ein anderer Mensch geworden.«

»Ab und zu wird jemand wie Sie rückfällig«, meinte Phil nüchtern.

»Ich nicht«, behauptete Botsford.

»Lassen Sie uns über Ella Harrison reden!«

»Über wen? Ich kenne keine Emma Harrison.«

»Ella«, stellte Phil richtig. »Haben Sie sie im Vergnügungspark angesprochen?«

»Ich sage Ihnen doch ...«

»Sind Sie mit ihr hierhergegangen?«, sprach Phil unbeirrt weiter. »Haben Sie sie hier festgehalten?«

»Meine Güte, was reimen Sie sich denn da zusammen?«, fragte Botsford erschrocken.

»Sie bestreiten also, Ella Harrison entführt, festgehalten, ihr Gewalt angetan und sie schließlich mit einer Überdosis Heroin getötet zu haben, damit sie Sie nicht vor Gericht bringen konnte.«

»Und wie ich das bestreite«, schrillte David Botsford. »Ich weise Ihre ungeheuerliche Anschuldigung auf das Entschiedenste zurück.«

»Sie sind ein gewalttätiger Mensch«, behauptete Phil.

»Bin ich nicht«, bestritt Botsford aufgewühlt.

»Sie haben versucht, meinen Partner zu erschlagen.«

»Ich war in Panik.«

»Ihr Verstand hakt hin und wieder aus«, stellte Phil trocken fest.

Schweißperlen glänzten auf Botsfords Stirn. »Versetzen Sie sich doch mal in meine Lage.«

»Sie wissen von einer Sekunde zur anderen nicht, was Sie tun. Wie spielt sich das bei Ihnen genau ab? Wird Ihnen plötzlich schwarz vor Augen? Oder sehen Sie auf einmal Rot? Sie haben dann keine Kontrolle über Ihr Handeln. Und wenn Sie dann zu sich kommen, ist es passiert. Sie sind entsetzt, verfallen in Panik. Himmel, was habe ich schon wieder getan! Ich muss das vertuschen. Davon darf niemand erfahren, sonst sperren sie mich wieder ein. Was soll ich tun? Ich kann sie nicht freilassen. Sie würde sofort zur Polizei gehen und Anzeige erstatten. Selbst wenn sie mir versprechen würde, dies nicht zu tun ... Sie würde sich nicht daran halten. Ich kann mich nur dann darauf verlassen, dass sie schweigt, wenn sie tot ist. Ich muss sie ...«

Botsford hielt sich die Ohren zu. »Hö-

ren Sie auf! Ich will das nicht hören. Das ist alles nicht wahr. Das ist von vorne bis hinten erfunden. Wieso denken Sie sich so etwas Abscheuliches aus? Warum quälen Sie mich damit? Haben Sie Spaß daran? Ich habe, seit ich draußen bin, nichts Unrechtes mehr getan. Das müssen Sie mir glauben.«

»Jeffrey Bing traut Ihnen so gut wie alles zu«, warf ich ein.

»Er mag mich nicht«, erwiderte Botsford. »Er konnte mich von Anfang an nicht riechen. Ich kann ihn auch nicht ausstehen. Zwischen uns stimmt die Chemie nicht. Klar, dass der kein gutes Haar an mir lässt. Er wäre mich gerne los, und ich bleibe auch nicht länger in diesem Heim, als ich muss.«

Ich beschloss, ihn mitzunehmen. Dr. Iris McLane, unsere erfahrene Psychologin, sollte feststellen, ob er tatsächlich nicht wusste, wer Ella Harrison war. Wenn das jemand in Erfahrung bringen konnte, dann sie.



Das, worauf Sara Fenley im Internet rein zufällig gestoßen war, ließ ihr keine Ruhe. Sie hatte Angst, Besuch von fremden Leuten zu bekommen, die ihr – das war ernsthaft zu befürchten – nach dem Leben trachteten, damit geheim blieb, was nicht für die Öffentlichkeit, und schon gar nicht für die Behörden, bestimmt war.

Sie dachte an das willkommene Versteck in den Catskill-Bergen, sagte sich aber gleichzeitig, dass es nicht richtig gewesen wäre, die Stadt zu verlassen, dort draußen unterzutauchen und zu schweigen. Es war ihre Pflicht, aufzudecken, was diese kriminellen Elemente im Internet trieben. Wenn ich das nicht tue,

bin ich nicht besser als sie, ging es ihr durch den Sinn. Sobald ich den Mund halte, stelle ich mich mit diesen Schwerverbrechern auf die gleiche Stufe.

»Sara Fenley«, kam es flüsternd über ihre Lippen. »Du hast eine Mission zu erfüllen, musst diese haarsträubend abartigen Ungeheuerlichkeiten, die – wer weiß, wie lange schon? – im Verborgenen laufen, beenden, darfst nicht zulassen, dass das alles ungehindert so weitergeht.«

Sie setzte sich an den Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier, machte sich gewissenhaft, wie es ihre Art war, handschriftliche Notizen und fertigte mit vielen Einschüben, Verbesserungen und Streichungen ein umfassendes Gedächtnisprotokoll an.

All die furchtbaren, unglaublichen Hässlichkeiten, die sie geschockt und ihr den Magen umgedreht hatten, hielt sie penibel fest.

Sie war entschlossen, eine Lawine loszutreten, die alle, die sich schwerstens strafbar gemacht hatten, ins Verderben reißen würde.

Sobald das Schriftstück fertig war, legte sie es in den Scanner und speicherte die Kopie nicht nur auf der PC-Festplatte, sondern auch auf einem USB-Stick und darüber hinaus sicherheitshalber auch noch in mehreren Clouds.

Inzwischen war sie innerlich so sehr gefestigt, dass ihr analytischer Verstand wieder einwandfrei funktionierte. Während sie sich überlegte, wie ihre nächsten Schritte aussehen mussten, rief Olivia Sheridan noch einmal an.

»Keine Sorge, ich bin auch diesmal nicht C. Y.s Sprachrohr«, sagte die Freundin beruhigend. »Mein Onkel ist überraschend krank geworden. Wir müssen unseren Catskill-Aufenthalt um eine Woche verschieben. Ist das für dich okay?«

»Geht klar«, antwortete Sara, obwohl sie es bedauerte. »Kein Problem.«

»Du bist nicht sauer oder so?«

»Warum sollte ich? Jeder wird hin und wieder mal krank. Davor ist niemand gefeit.«

Olivia atmete erleichtert auf. »Dann machen wir's für nächste Woche fest.«

»Ich freue mich darauf«, sagte Sara und legte auf.

Gleich danach stahl sich ein sehr hässlicher Gedanke in ihren Kopf: Hoffentlich bin ich noch so lange am Leben.



Während sich Dr. Iris McLane intensiv mit David Botsford befasste, fanden wir auf einer anderen Ermittlungsebene heraus, dass es in den vergangenen Jahren mehreren jungen, schönen Frauen so ergangen war wie Ella Harrison. Sie waren zuerst spurlos verschwunden und irgendwann – jedes Mal tot und mit einer Überdosis Heroin im Körper – wieder aufgetaucht.

Das veranlasste uns, die Recherche auszuweiten, und weil wir das zu zweit nicht hätten stemmen können, griffen uns Zeerookah, Joe Brandenburg und Steve Dillaggio unter die Arme. Die vorliegenden Obduktionsberichte ließen den Schluss zu, dass man die Opfer, die alle um die zwanzig, bildhübsch, äußerst attraktiv und gut gewachsen gewesen waren, gekidnappt hatte, damit sie mit ihrem Körper – höchstwahrscheinlich in einschlägigen Etablissements – für kriminelle Elemente Geld verdienten.

Möglicherweise waren jene, die aus irgendwelchen Gründen nicht entsprochen hatten, die vielleicht weit hinter den in sie gesetzten Erwartungen geblieben oder zu renitent und unbequem gewesen waren, aussortiert und abserviert worden – und zwar so, dass sie niemandem mehr erzählen konnten, wo sie gewesen waren und was sie erlebt hatten.

Wir kontaktierten unsere besten V-Leute und hörten von vagen Gerüchten, wonach sich eine New Yorker Gang, deren Boss, wie behauptet wurde, niemand oder kaum jemand kannte, auf Menschenhandel und Sexversklavung spezialisiert hatte. Das Netz dieser skrupellosen Organisation spannte sich angeblich über die ganze Stadt. Niemand wusste, wie viele Mitglieder sie hatte, aber es hieß, dass junge, attraktive Frauen nirgendwo in New York vor diesen Gangstern sicher waren. Weder in Restaurants noch auf der Straße oder auf öffentlichen Plätzen, ja nicht einmal zu Hause ...

Die Kidnapper konnten überall zuschlagen. Wenn es stimmte, verfügte die Organisation über routinierte Fänger, die sowohl in der Stadt als auch in unzähligen Internetforen nach geeigneten Opfern Ausschau hielten. Wie sie mit denen dann verfahren, was sie mit ihnen anstellten, konnte uns niemand sagen.

Dr. Iris McLane konnte nach mehreren intensiven Sitzungen mit fast hundertprozentiger Sicherheit – ganze hundert Prozent waren so gut wie nie zu erzielen – ausschließen, dass David Botsford rückfällig geworden war.

Er durfte nach Coney Island in das von Jeffrey Bing geleitete Obdachlosenheim für Sexualstraftäter auf Bewährung zurückkehren, und wir sackten damit zwar nicht ganz auf »null« ab, aber doch auf »unbefriedigend wenig«.

»Der anonyme Anrufer hat uns auf eine falsche Fährte gelockt«, knurrte Phil in Mr. Highs Büro. »Vermutlich, um etwas Zeit zu gewinnen. Aber viel hat ihm das Ablenkungsmanöver nicht eingebracht. Jetzt sind wir wieder in der richtigen Spur.«

»Was ist mit dem Mann mit dem Fernglas?«, erkundigte sich unser Chef, dem wir während der letzten halben Stunde ausführlich Bericht erstattet hatten. »Haben Sie den noch einmal gesehen?«

BASTE!
G-man Jerry Cotton

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

»Entweder ist er jetzt etwas mehr auf der Hut, oder er hat es aufgegeben, uns zu bespitzeln«, nahm Phil an.

»Auf Letzteres würde ich mich lieber nicht verlassen«, sagte John D. High misstrauisch.

Er zeigte aufs Telefon und teilte uns mit, dass sich Hugh Harrison wieder bei ihm gemeldet hatte. Wir erfuhren von ihm, dass der Texaner in einem Nobelhotel in der Lexington Ave mit wachsender Ungeduld auf ein zufriedenstellendes Ermittlungsergebnis wartete. Wir hätten dem Rinderbaron sehr gerne diese Freude gemacht, konnten aber nicht zaubern.

»Ich habe ihm erneut versichert, dass alles Menschenmögliche getan werden würde, um den Fall aufzuklären«, sagte der Assistant Director in Charge. »Er will so lange in New York bleiben, bis es so weit ist.« Es war unserem Chef hoch anzurechnen, dass er keinen Druck auf uns ausübte. Er wusste, dass wir alles gaben, dass wir am Limit waren, dass im Moment einfach nicht mehr drin war.

»Werden Sie Mister Harrison sagen, dass sich seine Tochter möglicherweise in den Händen einer Organisation, die auf Menschenhandel und Sexversklavung spezialisiert ist, befunden hat?«, erkundigte sich mein Partner.

Mr. High schüttelte den Kopf. »Solange das nicht zweifelsfrei feststeht, werde ich es ihm ersparen«, gab er mit ernster Miene zurück.



Andrew Abernathy hatte ein neues Opfer ausgemacht. Sie war Kellnerin in einem Steakhouse in Süd-Manhattan

und hatte einen ungewöhnlichen Namen: Amaryllis.

Der Fänger zeigte auf ihr angestecktes Plastikschild. »Ist der echt?«

»Ich hoffe, Sie meinen nicht meinen Busen.«

Abernathy lächelte schmal. »Wie könnte ich, in diesen unsicheren #metoo-Zeiten? Niemals. Ich meine natürlich den Namen.«

»Beide sind echt«, erklärte die Kellnerin belustigt und vielleicht auch ein wenig geschmeichelt, während sie den Tisch abräumte. »War alles zu Ihrer Zufriedenheit? Darf ich Ihnen noch etwas bringen?«

»Nur noch die Rechnung, Amaryllis.«

»Okay. Ich bin gleich wieder bei Ihnen.«

Er sah ihr – mit dem Blick des »Fachmanns« – nach und dachte: Die ist goldrichtig, ein verdammt heißer Feger, beste Ware für die Organisation.

Amaryllis hatte Anmut und bewegte sich auffallend graziös, trug, wie alle Kellnerinnen, eine tief ausgeschnittene weinrote Bluse und dunkelgraue Stretchjeans, die sich sehenswert um ihre prallen Pobacken spannte. Das lange schwarze Haar hatte sie zu einem hübschen Pferdeschwanz zusammengefasst.

Die weiß bereits sehr gut, wo's langgeht, dachte Abernathy. Die kokette Kleine scheint schon einiges hinter sich zu haben und ist bestimmt für vieles offen. Sie wird es mir nicht schwer machen, sie herumzukriegen.

Amaryllis kam mit der Rechnung.

»Ich würde Sie gerne wiedersehen«, sagte Abernathy.

»Ich bin jeden Tag hier«, gab sie kess zurück. »Von Montag bis Sonntag.«

»Ich meine, privat.« Er bezahlte mit Karte und gab ihr hundert Dollar in Scheinen Trinkgeld.

Ihre Augen wurden groß. »O, vielen Dank.«

Klar, Baby, dachte er spöttisch. Das macht Eindruck, was? Er nahm sich zusammen. Wenn er jetzt subtil genug vorging, gehörte sie in Kürze ihm – und in weiterer Folge der Organisation.

»Sie sind sehr großzügig«, bemerkte Amaryllis.

Er zuckte mit den Schultern. »Geld ist dazu da, um ausgegeben zu werden.«

»Das klappt nur, wenn man genug davon hat.«

Er gab darauf absichtlich keine Antwort. Sie sollte annehmen, dass ihm das nicht wichtig war. Wenn er den reichen Snob hätte raushängen lassen, hätte der Schuss nach hinten losgehen können. So aber blieb das Ganze in Schwebelage und machte ihn interessant für sie.

»Morgen?«, fragte er vorsichtig. »Übermorgen?« Er setzte sein charmanntestes Lächeln auf. Wenn es sein musste, konnte er mindestens ein Dutzend Register seiner erprobten Verführungskunst ziehen. »Sie arbeiten bestimmt nicht rund um die Uhr.«

Amaryllis überlegte kurz. War er der Märchenprinz, auf den die meisten Frauen ihr Leben lang vergeblich warteten? »Übermorgen hätte ich Zeit.«

»Großartig.« Er tat so, als würde er sich riesig freuen. »Wo darf ich Sie abholen?«

»Ich mache hier um acht Uhr abends Schluss.«

»Wunderbar. Dann stehe ich mit meinem Rover übermorgen um acht Uhr draußen vor der Tür.« Er besaß keinen Rover, würde kurzfristig einen mieten. »Überlegen Sie sich inzwischen, was Sie unternehmen möchten. Ich bin für alles zu haben.«

Er sah ihr an, dass sie sich auf das Date freute. Doch ihre Freude würde noch am selben Abend in Angst und Panik umschlagen, und sie würde den gleichen Weg gehen wie vor ihr Zoe Morosco aus Delaware und all die anderen Schönheiten, die er der Organisation verschafft hatte.



Nachdem uns Mr. High entlassen hatte, wechselten wir ein paar Worte mit seiner Sekretärin. Ein Anruf beendete die Unterhaltung. Ich sagte »Sorry« zu Helen und meldete mich im Hinausgehen. Phil folgte mir. Am anderen Ende war eine ziemlich konfuse Frau. Wenn ich ihren Wortschwall richtig verstand, hatte sie meine Handynummer von Joe Brandenburg bekommen, und nun sprudelte es so schnell aus ihr heraus, dass ich nur schätzungsweise jedes dritte Wort verstand.

Es war von einem Wespennest, von einer Schlangengrube die Rede. Ich versuchte, die Anruferin zu bremsen, doch sie war viel zu aufgeregt, um meiner Bitte, langsamer zu sprechen, nachkommen zu können. Als sie endlich eine Pause machte, fragte ich sie nach ihrem Namen. Den hatte ich eingangs nämlich auch nicht verstanden.

»Sara Fenley ...«, krächzte sie. »Ich habe furchtbare Angst, Agent Cotton, muss um mein Leben fürchten, weil ich beim Surfen durchs Internet zufällig auf etwas ganz Ungeheuerliches gestoßen bin. Ich habe ungewollt die Internetseite von skrupellosen Cyberkriminellen geknackt und bin ziemlich sicher, dass ihnen das nicht verborgen geblieben ist. Als Computerexpertin und Softwaretesterin weiß ich, was alles möglich ist. Vielleicht sind sie schon auf dem Weg hierher. Ich brauche dringend Ihre Hilfe, muss mich verstecken. Sie müssen mich beschützen, sonst bringen die mich um!«

»Wer sind die?«, wollte ich wissen.

Sie drehte den Wortschwall wieder voll auf, doch selbst das Wenige, das ich verstand, stellte augenblicklich meine Nackenhärchen auf: Kidnaping ... Geheimbordelle ... Erzwungene Drogenexperimente ... Foltervideos ... Sexversklavung ... Menschenhandel ...

Frauenversteigerungen im Darknet ... Missbrauchsfilme ... Mord vor laufender Kamera ... Auf all das – und noch einiges mehr – war Sara Fenley gestoßen, und angesichts dieser schrecklichen Tatsache stand für uns fest, dass ihre immense Angst absolut berechtigt war.

Wir hatten erst kürzlich von einer Geheimorganisation erfahren, die sich genau auf das spezialisiert hatte, was die Computerexpertin gerade hektisch und beinahe unverständlich aufgezehlt hatte.

Sara Fenley war, ohne es zu ahnen oder zu wollen, in einen wahren Höhlenschlund geraten, und jene, die sich dort aufhielten, mussten das Loch, das die Softwaretesterin geschaffen hatte, umgehend schließen. Ich fragte die panische Anruferin nach ihrer Adresse. Sie nannte sie.

»Bleiben Sie, wo Sie sind. Wir kommen.«

»Bitte machen Sie schnell, Agent Cotton.«

»Wir sind in längstens zwanzig Minuten bei Ihnen.«

Sie schluchzte leise. »In zwanzig Minuten kann viel passieren.«

»Schneller geht's leider nicht.«



Andrew Abernathy schlenderte zufrieden die Straße entlang. Amaryllis zappelte bereits in seinem Netz. Sie ahnte es nur noch nicht.

Er war stolz darauf, wie er die Sache eingefädelt hatte. Nett, freundlich, harmlos. Das viele Geld, das sie hinter ihm vermutete, hatte großen Eindruck auf sie gemacht. Diese Karte, geschickt ausgespielt, stach immer.

Menschen gingen an ihm vorbei. Er beachtete sie so wenig wie sie ihn. Auf dich wartet ein verdammt böses Erwachen, Amaryllis-Baby, dachte er gefühlskalt. Ist das nicht traurig? Zu manchen Menschen kann das Schicksal aber auch wirklich sehr grausam sein. Mutter Natur hat dich in ihrer besten Laune erschaffen – und genau das wird dir in Kürze zum Verhängnis werden. Wärst du nicht so verflixt hübsch, wärst du mir wahrscheinlich gar nicht aufgefallen. Und falls doch, dann hätte ich mich nicht um dich bemüht.

Das Klingeln seines Mobiltelefons riss ihn aus den Gedanken. Er meldete sich.

»Andrew Abernathy?« Eine Männerstimme – hart, energisch.

»Wer spricht?«

»Der Mann, für den Sie arbeiten.«

Der Boss!, schoss es dem Fänger siedend heiß durch den Kopf. Der geheimnisumwobene Mann an der Spitze! Der Gottvater!

Abernathy war kurz durcheinander. Durfte er sich über diesen Anruf freuen? War es eine Auszeichnung für ihn, von dem großen Unbekannten, der sich im Allgemeinen stets im Hintergrund hielt, kontaktiert zu werden?

»Es ist mir eine Ehre ...«

Der Anrufer unterbrach ihn scharf: »Ich habe erfahren, dass Sie unzufrieden sind.«

Das hörte sich nicht gut an. Der Fänger schluckte nervös. »Ich? Äh. Wer behauptet denn so etwas?«

»Wollten Sie nicht für die Beschaffung von Zoe Morosco mehr als die vereinbarten zehntausend Dollar haben?«

Abernathy hüstelte. »Nun ja, die Kleine ist ein rares Schmuckstück. Ich weiß nicht, ob Sie sie gesehen haben. So etwas läuft einem nicht alle Tage über den Weg. Deshalb dachte ich ...«

»Ihre Forderung war unverschämt«, blaffte der Anrufer. »Zehn Riesen sind viel Geld.«

»Ich habe mich bisher auch noch nie beklagt.«

»Wer es einmal versucht, versucht es wieder.«

Andrew Abernathy überlief es eiskalt. Sein Sonnengeflecht zog sich zusammen. »Nein, Boss, nein«, versicherte er mit größtmöglichem Nachdruck. »Ganz bestimmt nicht.«

»Sie sind raus, Abernathy.«

Der Fänger meinte, sich verhöhrt zu haben. »Wie bitte?«

»Ich kann Leute, die sich an keine Vereinbarungen halten, nicht gebrauchen.«

»Aber ... aber ... aber ich bin Ihr bester Mann«, stotterte Andrew Abernathy. »Hat man Ihnen das nicht gesagt?«

»Halten Sie sich für unersetzlich?«

»Das natürlich nicht, aber ... Ich habe gerade wieder ein Juwel für die Organisation klargemacht.«

»Vergessen Sie's. Sie arbeiten nicht mehr für mich.«

»Sie können mich doch nicht so mir nichts, dir nichts ...«

»Sie sehen ja, dass ich es kann.«

In Andrews Kopf überschlugen sich die Gedanken. Er wollte den Rauswurf nicht einfach so hinnehmen. »Ich bin so verdammt lange dabei ...«

»Was wollen Sie damit sagen?«, schnappte der Boss.

»Na ja«, dehnte Abernathy, »da hat sich einiges Wissen angesammelt.«

»Mit anderen Worten, Sie wollen mir drohen, mich erpressen.«

»Drohen – erpressen ... Das sind ziemlich negativ besetzte Wörter. Sagen wir, ich möchte Sie veranlassen, Ihre ziemlich emotional getroffene Entscheidung noch einmal zu überdenken. Okay, ich habe versucht, aus dem letzten Coup mehr Geld als abgemacht für mich herauszuholen, aber ist das nicht legitim? Ist der Mensch nicht ganz allgemein so veranlagt, dass er immer ein bisschen mehr möchte, als das, was er bereits hat?

Das liegt in unserer Natur ...« Abernathy stutzte plötzlich. »Hallo? Hallo! Boss, sind Sie noch dran?«

Die Verbindung bestand nicht mehr. Der Boss hatte aufgehört.

Von Andrew Abernathys Lippen löste sich ein derber Fluch. »Arschloch!«, fügte er respektlos – jetzt, wo der Boss ihn nicht mehr hörte, durfte er das ja – hinzu und steckte das Smartphone ein.

Dass ihm ein großer, breitschultriger Mann folgte, fiel ihm nicht auf.



Während wir zu Sara Fenley unterwegs waren, bediente Phil den Bordcomputer.

»Sie hat eine Homepage«, stellte mein Partner fest. »Sieht gut aus.«

»Die Homepage?«

»Die auch.« Phil zeigte mir während eines Ampelstopps ein paar Fotos von Sara Fenley. »Ich glaube nicht, dass ihr Leben unmittelbar in Gefahr ist.«

»Wieso nicht, Phil?«

»Sie wäre ein guter Fang für die Organisation. Sexy, sympathisch, anziehend. Mit ihr können die Gangster eine Menge Geld verdienen. Ich könnte mir vorstellen, dass man sie den gleichen Weg gehen lässt, den schon etliche gut aussehende junge Frauen, wie zum Beispiel Ella Harrison, vor ihr gehen mussten.«

»Da ist was dran«, sagte ich, während ich die Fahrt fortsetzte.

Bei dem dichten Verkehr waren wir mit fünfundzwanzig Minuten bis zu der Adresse, die mir Sara Fenley genannt hatte, noch gut bedient.

Ich stoppte meinen Jaguar. Wir stiegen hastig aus, um die Computertexterin abzuholen. Sie hatte gesagt, in zwanzig Minuten könne viel passieren, und, verdammt noch mal, sie hatte recht.

Zwei Männer mit grimmigen Visagen verließen gerade das mehrstöckige Gebäude, und Sara klemmte zwischen



ihnen wie zwischen kantigen Schraubstockbacken – mit Panik, Angst und Entsetzen im Blick.

Sie wurde gerade abgeführt und sollte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in einem der vielen Organisationskanäle verschwinden.

Man brauchte kein Hellseher zu sein, um sich vorstellen zu können, wie es mit ihr weitergehen würde. Zuerst würde man sie an alle möglichen Drogen gewöhnen, davon abhängig und weitgehend willenlos machen.

Dann würde man sie mit skrupelloser Gründlichkeit »einschulen« und schließlich gut zahlenden Kunden zuführen, die schon dermaßen übersättigt waren, dass ihnen alles, was normal war, keine Begeisterung mehr abzurufen und sie auch nicht mehr zu befriedigen vermochte.

Wir rissen unsere Glocks heraus und stürmten los.



Andrew Abernathy repetierte im Geist das Gespräch, das er mit dem Boss geführt hatte. Der Rauswurf war so unverhofft erfolgt, dass er damit noch immer nicht klarkam.

Was bildet sich der gottverdammte Vollpfosten ein?, dachte er aufgewühlt. Ich kann die Organisation jederzeit mit meinem Wissen sprengen. Wenn ich auspacke, zerreißt es sie in hunderttausend Stücke. Dann geht sie mit wehenden Fahnen unter. Und mit ihr, wenn er Pech hat, auch der Boss. Das hat er wohl noch nicht so recht bedacht. Er wird sich alles noch einmal gründlich durch den Kopf gehen lassen und zu guter Letzt die Kündigung rückgängig machen. Vielleicht lässt er sogar eine Wieder-

gutmachungsprämie springen. Auf einen wie mich kann man nicht so einfach verzichten, mein Bester. Das wird dir schon sehr bald aufgehen. Ich mache inzwischen weiter, als hättest du mich nie angerufen. Übermorgen bekommt die Organisation von mir eine ganz besonders schöne Blume überreicht – eine Amaryllis.

Er grinste bei diesem Gedanken und betrat das Parkhaus, in dem sein Wagen stand. Nachdem er die Parkgebühr mit Plastikgeld bezahlt hatte, klemmte er das Ticket zwischen seine Lippen und spazierte gemächlich zu seinem Auto. Seine Nervosität war verflogen, seit er davon überzeugt war, dass ihn der Boss unmöglich feuern konnte.

Der Mann, der ihm unbemerkt bis hierher gefolgt war, schraubte einen dicken Schalldämpfer auf seine Pistole. Er trug Schuhe mit weichen Gummisohlen.

Keiner seiner Schritte war zu hören. Sein Auftrag war klar umrissen, und er würde ihn genauso ausführen. Breite Betonpfeiler boten ihm ausreichend Sichtschutz.

Da er schneller ging als Andrew Abernathy, verringerte sich die Distanz zwischen ihnen immer mehr. Dennoch blieb der Killer unentdeckt.

Abernathy erreichte seinen Wagen, schloss ihn auf und stieg ein. Ehe er den Motor starten konnte, trat der Mann mit der Waffe an das Fahrzeug.

Er klopfte an das Seitenfenster. Abernathy öffnete es. Der Mann richtete die Pistole wortlos auf ihn und schoss ihm zweimal ins Gesicht.

Andrew Abernathy kippte blutüberströmt zur Seite. Der Killer drückte noch dreimal ab. Dann drehte er sich um und verließ ohne Eile das Parkhaus.

Draußen, auf der Straße, tippte er eine Nummer in sein Handy und meldete: »Auftrag ausgeführt.«

»Gut«, sagte der Mann am anderen Ende zufrieden und legte auf.



Ein limitiertes Chevrolet-Sondermodell in Carbon Flash Metallic, Typ Muscle Car, stand mit laufendem Motor vor dem Haus, in dem Sara Fenley wohnte.

Die junge Frau sah aus, als würde sie von zwei Henkersknechten zum Schafott geführt werden, war kreideweiß und so voller Angst, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Als uns die Gangster heranstürmen sahen, handelten sie ohne Zögern. Das waren eiskalte Profis. Die konnte man nicht so schnell aus der Fassung bringen.

Der Fahrer stieß die Türen auf. Seine Komplizen rempelten die junge blonde Frau in den Wagen und eröffneten fast im gleichen Moment das Feuer auf uns.

Ich ließ mich fallen, rollte unter einen alten, dreckigen Truck und schoss zurück. Phil fand Schutz hinter einem Jeep Grand Cherokee, der zurzeit der stärkste SUV der Welt war, und heizte den Verbrechern mit seiner Glock ordentlich ein. Eine Menge Kugeln flogen hin und her, und gefährliche Querschläger jaulten durch die Luft.

Einer verletzte den Mann, der Sara Fenley mit einem derben Stoß in den Chevy befördert hatte. Er riss zunächst entsetzt die Augen auf, dann verzerrte die erste Schmerzwelle sein Gesicht. Er sackte in den Wagen.

Sein Komplize warf sich auf den Beifahrersitz. Der Fahrer gab sofort kräftig Gas. Die Türen brauchte niemand zu schließen, das besorgte die Fliehkraft.

Der Chevrolet zischte wie eine Rakete ab. Ich wälzte mich mit viel Schwung unter dem Truck hervor, federte auf die Beine und jagte mehrere Kugeln hinter dem Gangsterfahrzeug her. Eine schlug ein Loch in die Heckscheibe. Damit war der Chevy aber nicht zu stoppen.

Er fegte bei Rot über die nächste

Kreuzung und hatte Glück, vom dichten Querverkehr nicht gleich mehrfach abgeschossen zu werden – und in diesem Höllentempo ging es weiter.

Wir rannten zum Jaguar und stiegen hastig ein. Würde es uns gelingen, den Gangsterwagen einzuholen? Der Jaguar war mit immerhin 380 PS sehr stark und auch respektabel schnell, aber ich konnte nicht so verantwortungslos drauflos rasen wie diese Verbrecher.



Sara Fenley zitterte wie Espenlaub. Zu spät. Die FBI Agents waren zu spät gekommen. Sara hatte das befürchtet. Sie hatte es im Gefühl gehabt, dass alles so kommen würde, wie es abgelaufen war. Bis auf die Schießerei. An die hatte sie nicht gedacht. Der Gangster neben ihr ächzte, stöhnte und knirschte laut mit den Zähnen. Das ging ihr durch Mark und Bein. Er hielt sich den Bauch und blutete stark.

»Scheiße«, presste er schweißüberströmt hervor. »Mich hat's erwischt.«

»Wo?«, wollte der Fahrer wissen, während er so konzentriert wie möglich und voll am Limit die Straße entlangraste.

»Bauch ...«

»Verdammt, warum hast du nicht besser aufgepasst?«, brüllte der Fahrer, als hätte sich so ein Zufallstreffer vermeiden lassen. Das Wort Mitleid schien es in seinem Vokabular nicht zu geben.

»Das war ein Querschläger, du Idiot«, gurgelte der Mann neben Sara.

»Was machen wir?«, fragte der Beifahrer mit ratloser Miene.

»Nichts«, antwortete der Fahrer.

»Ich brauch 'nen Arzt«, krächzte der Verletzte. »Und zwar schnell, sonst verblute ich.«

»Du weißt, dass wir dich in kein Krankenhaus bringen können«, erklärte der Beifahrer nüchtern. »Die Medizin-

männer sind ekelhaft neugierig. Sie würden zu viele Fragen stellen.«

»Wir haben einen eigenen Doc.«

»Bis zu dem ist es zu weit«, meinte der Fahrer.

»Verflucht noch mal, ich will nicht krepieren«, erwiderte der Verletzte keuchend. Er drückte dem Fahrer unvermittelt seine Waffe ins Genick. »Du fährst mich jetzt sofort dorthin!«

»Hast du den Verstand verloren?«, schrie der Beifahrer wütend. »Was soll das? Nimm auf der Stelle die Kanone runter!«

»Wenn du bei dem Tempo abdrückst, sind wir alle hin«, machte der Fahrer dem Verletzten klar und gab gleich noch mehr Gas.

Das überlebe ich nicht, schrie es in Sara. Ich hätte nicht in meiner Wohnung bleiben dürfen. Das war ein folgenschwerer Fehler gewesen. Ich hätte mich irgendwo verstecken sollen.

»Du nimmst jetzt sofort die Waffe runter!«, verlangte der Beifahrer, während er heimlich nach seiner Pistole griff.

»Wir fahren zu unserem Arzt«, verlangte der stark blutende Gangster.

Daraufhin drehte sich der Beifahrer wütend und schnell wie der Blitz um und erschoss den Komplizen, ehe dieser reagieren konnte. Der Getötete kippte zur Seite und fiel gegen Sara. Sie schrie entsetzt auf.

Der Beifahrer, noch immer gefährlich auf Hundert, richtete seine Waffe auf sie. »Du machst keinen Mucks mehr, sonst bist du ebenfalls dran.«

Sie presste die Lippen angsterfüllt zusammen und weinte heiße Tränen. Der Fahrer warf einen Blick in den Spiegel und stellte erleichtert fest: »Sieht so aus, als hätten wir unsere Verfolger abgehängt.« Er verringerte das Tempo.

»Was machen wir mit der Leiche?«, fragte der Beifahrer. »Werfen wir sie irgendwo raus?«

Der Fahrer schüttelte den Kopf. »Wir nehmen den Trottel erst mal mit und überlegen uns später, wo und wie wir ihn entsorgen.«



Der Chevy war nicht einzuholen. Wir unternahmen alles, um ihn zu kriegen, doch nichts fruchtete. Selbst die Unterstützung des NYPD – mit Patrol Cars und Helikopter – brachte nicht den gewünschten Erfolg. Die Kerle, die sich Sara Fenley gekrallt hatten, verschwanden mit ihrem limitierten Chevrolet-Sondermodell so komplett von der Bildfläche, als hätte es sie nie gegeben.

Wir durchsuchten Sara Fenleys Apartment mit mehreren Kollegen, sobald Mr. High den richterlichen Beschluss dafür eingeholt hatte. PC, Notebook, Tablet und externe Festplatten der Computerexpertin und Softwaretesterin wurden zur Auswertung in die FBI Headquarters mitgenommen.

Da einer der Kidnapper einen Querschläger abbekommen hatte, hofften wir auf eine entsprechende Meldung aus irgendeinem Krankenhaus, die uns wieder ins Spiel bringen würde, doch sie blieb aus.

Eine Stunde später hielten wir in unserem Büro mit Steve Dillaggio, Zeerookah und Joe Brandenburg Kriegsrat. Sie hatten gründliche Ermittlungsarbeit geleistet und mit Freunden und Verwandten jener Frauen gesprochen, die zuerst verschwunden und später dann irgendwo mit zu viel Heroin im Körper tot aufgefunden worden waren.

Außerdem hatten sie alle bekannten beziehungsweise mutmaßlichen Augenzeugen befragt und natürlich auch jene, die – wie der morgendliche Jogger Tye

Cooke im Central Park – die Leichen entdeckt hatten.

Aber die Essenz ihres Bemühens war bedauerlicherweise nicht besonders ergiebig und brachte uns keinen entscheidenden Schritt weiter. Das wussten sie selbst. Das brauchten ihnen Phil und ich nicht extra zu sagen.

»Jetzt kommt es darauf an, was unsere IT-Koryphäen herausfinden«, sagte Zeerookah, der wie immer wie aus dem Ei gepellt aussah.

»Ja«, grummelte Phil. »Aber inzwischen wird Sara Fenley, die vom Räderwerk dieser Cyberkriminellen erfasst wurde, unaufhaltsam weitertransportiert, und es gefällt mir, ehrlich gesagt, ganz und gar nicht, dass wir nicht wissen, wohin. Wenn sie Pech hat, ist sie in Kürze tot.«

»So schnell bringt die Organisation ihre Opfer nicht um«, widersprach Steve. »Solange sich mit der jungen Frau gutes Geld verdienen lässt, bleibt sie am Leben.«

Ich nickte. »So sehe ich das auch.«

»Aber sie wird durch die Hölle gehen«, warf Phil ein, »und das würde ich ihr gerne ersparen.«

»Wir alle«, bestätigte Joe.



»Habt ihr das Miststück?«, fragte der Anrufer.

»Ja, Boss«, antwortete der Mann, der seinen verletzten Komplizen erschossen hatte. »Aber es war knapp, und die Angelegenheit lief nicht ganz reibungslos ab.«

»Was ist passiert?«

Der Gangster erstattete dem Mann an der Spitze der Organisation rasch Bericht.

»Es war richtig, ihn zu erschießen«, bemerkte der Boss gefühllos. »Wo habt ihr ihn hingeschafft?«

»Er liegt im Moment im Kofferraum unseres Wagens.«

»Wo seid ihr?«

»Im Hangar.«

»Verbrennt ihn.«

»Okay, Boss. Und was soll mit der Frau passieren?«

»Die bringt ihr zu Catherine. Ich möchte, dass sie noch heute ihre erste intensive Spezialbehandlung bekommt.«

»Geht klar, Boss.« Der Gangster legte auf.

Der Hangar gehörte der Organisation. Er hätte vier mittelgroßen Flugzeugen Platz geboten. Im Moment standen hier jedoch nur eine Cessna 172 Skyhawk und eine Cessna 177 Cardinal.

Die Entführer hatten Sara Fenley auf einen Stuhl gesetzt und daran festgebunden. Sie stand noch unter Schock. Immerhin hatte sie mit ansehen müssen, wie ein Mensch unmittelbar neben ihr erschossen worden war.

Der Verbrecher, der den Chevrolet gefahren hatte, stand bei ihr und musterte sie, als wollte er abschätzen, wie viel sie wert war. Er hatte ausgeprägte slawische Züge, deshalb nannten ihn alle »den Russen«. Anfangs war ihm das nicht recht gewesen, doch mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt.

»Und?«, fragte er seinen Komplizen. »Was hat der Boss gesagt? Was soll mit der Leiche geschehen?«

»Wir sollen sie verbrennen.«

Der Russe staunte. »Echt? Gleich hier?«

»Am besten dort drüben. Komm, hilf mir, unseren verblichenen Kumpel aus dem Kofferraum zu hieven.«

»Muss das sein?«, brummte der Russe verdrossen.

»Willst du ihn vielleicht im Wagen verbrennen?«

»Der Bastard wollte mich kaltmachen, und jetzt soll ich mich mit ihm auch noch abschleppen?«

»Nun mach schon.«

Sie hoben den blutverschmierten Toten aus dem Kofferraum, trugen ihn in eine der komplett leeren Hangar-Ecken, übergossen ihn reichlich mit Kerosin – sie badeten ihn regelrecht darin – und zündeten ihn an. Der Leichnam brannte sofort lichterloh.

Der Russe rümpfte die Nase. »Ich konnte ihn nie leiden.«

»Ich eigentlich auch nicht.«

»Er war ein Ekelpaket, wusste immer alles besser, wollte stets das Sagen haben, war faul und hat gelogen, dass die Balken krachten, der Armluchter.«

»Friede seiner Asche.«

»Wer wird seine verkohlten Überreste wegräumen?«, fragte der Russe.

»Keine Ahnung. Wir nicht. Irgendjemand wird sich schon darum kümmern. Vielleicht packt ihn einer in eines der Flugzeuge und wirft ihn über dem Atlantik ab ... Grillfleisch für die Fische.«

Der Russe zuckte mit den Schultern. »Mir soll's recht sein.« Er zeigte grinsend auf den brennenden Toten. »Und er kann sich nicht mehr beschweren.« Er verzog das Gesicht. »Meine Güte, der stinkt ja bestialisch.«

»Wer weiß, was der vor seinem Tod gefressen hat.«

Während der Leichnam weiter brannte, kehrten die Gangster zu Sara Fenley zurück. Sie konnte nicht fassen, dass diese Kerle ihren Komplizen zuerst erschossen hatten und nun verbrannten wie ein Stück morsches Treibholz. Was sind das bloß für gefühllose Teufel?, dachte sie schaudernd.

»Was sollen wir mit ihr machen?«, erkundigte sich der Russe.

»Sie kommt zu Catherine.«

»Jetzt gleich?«

»Klar, jetzt gleich. Was soll die Frage?«

»Na ja ...«, dehnte der Russe und

setzte ein schmutziges Grinsen auf. »Sieh dir die Kleine mal an. Sieht sie nicht bezaubernd aus?«

»Wenn nicht, würde sie nicht mehr leben. Sie hat es ihrer Schönheit zu verdanken, dass wir sie nicht umgelegt haben.«

Der Russe zog die Schultern hoch. »Ob wir sie sofort oder in einer Stunde zu Catherine bringen – ist das nicht egal? Wir könnten von jemandem aufgehalten worden oder in einen Stau geraten sein.«

»Warum willst du nicht gleich ...?«

Der Russe lachte meckernd. »Mann, bist du schwer von Begriff.« Er kratzte sich im Schritt. »Wir könnten die Gelegenheit nutzen und ein bisschen Spaß mit dem Flittchen haben.«

»Sie gehört der Organisation.«

»Wir sind die Organisation«, erklärte der Russe. »Jedenfalls sind wir ein Teil davon.«

»Ich rühre die Kleine nicht an.«

Der Russe nahm dies nickend zur Kenntnis. »Dann vergnüge ich mich eben allein mit ihr.«

»Das lässt du bleiben.«

Der Russe zog die Mundwinkel nach unten. »Wenn du nicht zusehen möchtest, kannst du ja ein paarmal um den Hangar laufen. Aber renne nicht zu schnell. Gut Ding will Weile haben.«

»Bist du wirklich so ein triebgesteuerter Idiot?«

»Herrgott noch mal, diese Frau ist eine Sünde wert, Mann. So etwas darf man sich doch nicht entgehen lassen. In Kürze wird sich jeder mit ihr vergnügen, der zuvor ordentlich gelöhnt hat. Jetzt kommen wir noch gratis an sie ran.« Der Russe nestelte an seinem Gürtel herum.

»Der Stall bleibt zu!«

»Sagt wer?«, wollte der Russe abschätzig wissen.

»Verdammt, ich will deinetwegen keinen Ärger bekommen.« Als der Gangster seine Waffe auf den Russen richtete, riss dieser verblüfft die Augen auf.

»Heilige Scheiße«, kam es heiser aus seiner Kehle. Hinter ihm brannte nach wie vor die Leiche, die sie angezündet hatten. Das Feuer leistete hässliche Arbeit. »Ich pack's nicht. Du würdest mich wirklich glatt erschießen? Wegen der da?« Er zeigte herablassend auf Sara. »Die Schlampe hat ein Loch in unser Cyber-Sicherheitsnetz getreten. Keine Ahnung, wie lange es dauern wird, es wieder zu schließen. Sie gehört bestraft.«

»Sie wird bestraft. Aber nicht von dir. Zwing mich nicht, dich umzulegen. Wir sind bisher immer gut miteinander ausgekommen ...«

»Damit ist es nun vorbei.« Der Russe deutete mit dem Kinn auf die Waffe des Komplizen. Zorn loderte in seinen Augen. »Ich habe ein verdammt gutes Gedächtnis – und *das* vergesse ich dir nie.«

Sekundenlang knisterte die Spannung zwischen den Männern. Dann nahm der Russe »Vernunft« an und ließ die Finger – und alles andere – von Sara Fenley.

Sein Komplize steckte aufatmend die Waffe weg. Es wäre ihm nicht recht gewesen, den Russen ebenfalls zu töten, aber er hätte es getan, wenn es unbedingt hätte sein müssen, denn für ihn stand die Organisation über allem. Sie kam an erster Stelle. Was immer es sonst noch gab, einschließlich aller Wünsche, Bedürfnisse und Gelüste, wurde von ihm dahinter gereiht, und das verlangte er auch von seinem Kumpan.

Für den Russen stand fest, dass diese impertinente Ungehörigkeit ein Nachspiel haben würde – haben musste. Niemand richtet ohne Folgen seine Kanone auf mich, sagte er sich vergeltungssüchtig. Irgendwann zahle ich ihm das heim. Vielleicht schon sehr bald. Wir werden sehen.



Zoe Morosco vegetierte nur noch von Schuss zu Schuss dahin. Man hatte sie süchtig gespritzt und ihr jede Selbstachtung genommen. Sie war zumeist dermaßen zugehöhnt, dass sie gar nicht voll mitbekam, was die Männer alles mit ihr anstellten. Und sie mit ihnen.

Nur ganz selten drang es zu ihrem Bewusstsein durch, und dann verachtete sie sich selbst, weil sie den ganzen Schmutz und all diese entsetzlichen Erniedrigungen, Abartigkeiten und Abscheulichkeiten bis vor Kurzem niemals zugelassen hätte. Sie war nicht mehr sie selbst.

Äußerlich sah sie zwar noch aus wie früher, doch ihr Inneres war komplett leer. Eine ausgesaugte, ausgepumpte, ausgebrannte Hülle hatten sie aus ihr gemacht.

Eine Marionette, die für Drogen alles tat, nur um nicht mehr zur Besinnung kommen zu müssen und um sich die grausamen Höllenqualen des Entzugs zu ersparen. Sie hatte erfahren, dass Andrew Abernathy, der Mann, dem sie ihren Absturz zu verdanken hatte, nicht mehr lebte. Angeblich war er in einem Parkhaus hingerichtet worden. Sie empfand dabei gar nichts. Nicht einmal den Hauch einer Genugtuung. Sie nahm es einfach nur zur Kenntnis. Das war alles.

Doch irgendwann brachte sie die Kraft auf, sich aufzugeben. Das mochte paradox klingen, aber es erforderte tatsächlich ihre ganze noch irgendwo tief in ihrem Inneren verbliebene Willenskraft, um die Entscheidung zu treffen, so nicht mehr weiterzumachen. Sie trat in Hungerstreik.

Man drohte ihr mit drakonischen Strafen, doch sie blieb bei ihrem Entschluss. Man versuchte, sie vergeblich mit neuen Drogen gefügig zu machen.

Als auch das nicht fruchtete, schaltete man von jetzt auf gleich auf kalten Entzug um. Das war für sie eine satanische Folter, wie sie schlimmer – und vor allem

schmerzhafter – nicht sein konnte. Zoe ging die Wände hoch, kreischte und brüllte, wusste, dass sie an diesen Qualen zerbrechen würde, aber genau das war ihr Ziel, und ihre Todessehnsucht wurde immer größer.

Einmal versuchten sie noch, sie umzustimmen. Der Mann, der sich für sie verantwortlich fühlte, suchte sie auf, um ihr ins Gewissen zu reden.

»Mädchen, du musst essen und trinken«, sagte er.

Sie lag auf einer geblühten Couch und schaute durch ihn hindurch, als bestünde er aus Glas. »Scher dich zum Teufel.«

Er lachte gemein. »Baby, ich *bin* der Teufel – für dich. Wenn du weiter jede Nahrung verweigerst, fällst du vom Fleisch. Unsere Kunden finden es nicht lustig, sich mit einem Skelett zu vergnügen. Die wollen mit einem erotisch kurvigen Vollblutweib Spaß haben. An einem Hungerhaken, wie sie auf den internationalen Laufstegen herumstelzen, sind sie nicht interessiert. Sobald deine Arme und Beine dünn sind wie Mikadostäbchen, Busen und Po niemanden mehr reizen, hast du für uns keinen Wert mehr. Das solltest du dir schnellstens klarmachen, sonst wirst du nämlich ausgemustert.«

»Genau darauf lege ich es an«, entgegnete Zoe.

»Du weißt nicht, was du sagst. Ausmustern heißt nicht, dass wir dich laufen lassen und dir vielleicht sogar noch ein Ticket für die Rückkehr nach Delaware spedieren. Ausmustern heißt ...«

»Ich weiß, was es heißt«, kam es matt über Zoes Lippen.

»Ich kann nicht glauben, dass du das wirklich möchtest.«

»Es ist mein unerschütterlicher Wille«, erklärte sie schleppend.

Der Mann zuckte mit den Schultern.
»Tja, dann ...« Er ging.

Eine halbe Stunde später kam ein anderer Mann. Das ist er, mein Todesengel, dachte Zoe. Er sagte kein Wort. Sie spürte einen kurzen Stich und dann – nichts mehr ...



Handy!, schoss es mir hitzig, fast explosionsartig durch den Kopf. Wie Popcorn platzte dieser Gedanke hinter meiner Stirn urplötzlich auf. Sie haben die Softwaretesterin entführt. Das konnten wir nicht verhindern, und wir wissen im Moment auch nicht, wohin die Kidnapper mit ihr verschwunden sind, aber wenn Sara Fenley ihr Mobiltelefon bei sich hat und wenn es eingeschaltet ist, können wir es orten.

Ich bat Phil, das umgehend in die Wege zu leiten, und wenig später konnten wir tatsächlich den Aufenthaltsort der jungen Frau.

Oder zumindest die Position ihres Smartphones: Auf dem Bildschirm blinkte ein roter Punkt – in Brooklyn, westlich vom Shore Parkway.

Zeerookah zog die Augenbrauen zusammen und beugte sich vor. »Was ist das?«

»Sara Fenleys Handy«, antwortete Phil.

Der Indianer schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht. Was ist das für ein hellgrauer Fleck?«

Phil zoomte das »Ding«, das Zeerookah meinte, näher heran. Wir sahen einen Hangar und davor eine nicht allzu lange Start- und Landepiste.

»Sieht nach einem kleinen Privatflugplatz aus«, stellte Joe Brandenburg fest.

»In diesem Hangar haben sich die Kerle also mit Sara Fenley versteckt«, murmelte Steve Dillaggio.

»Da bleiben sie bestimmt nicht lange«, meinte Phil.

»Dann sollten wir uns schleunigst auf den Weg machen«, bemerkte Zeery.

Joe setzte sich mit der Fahrbereitschaft in Verbindung, organisierte für sich, Zeerookah und Steve einen Wagen, dann rückten wir aus.

»Sieht so aus, als käme die Angelegenheit endlich ins Rollen«, sagte Phil aufgekratzt. Er schwang sich in meinen Jaguar und legte den Gurt an.

Während der Fahrt bat ich meinen Partner, in Erfahrung zu bringen, wem der Hangar in Brooklyn gehörte. Seine Finger tanzten sogleich flink über die schwarze Tastatur. Auf dem Monitor wechselten Einträge mit Bildern.

Ein aufdringlich grellbuntes Firmenlogo erschien: *Bio Corporation*. Ich warf einen kurzen Blick darauf, dann schaute ich wieder auf die Straße.

Bio Corporation war eine Import-Export-Firma, die im In- und Ausland landwirtschaftliche Produkte aus biologischem Anbau kaufte und verkaufte.

Geleitet wurde sie von Leuten, die uns allesamt unbekannt und allem Anschein nach auch untadelig waren. Wurde in diesem Unternehmen Geld gewaschen?

Waren die unbescholtenen Chefs Strohmänner, die tun mussten, was ihnen von kriminellen Elementen, die bewusst nicht in Erscheinung traten und sich lieber im trüben Hintergrund aufhielten, befohlen wurde?

Ganz von der Hand zu weisen war das nicht. Die Kidnapper hatten sich mit Sara Fenley wohl kaum zufällig ausgerechnet in diesem Hangar versteckt.

Sie schienen zu wissen, dass sie da fürs Erste sicher waren. Vielleicht sollte die Entführte hier von anderen Gangstern übernommen und – möglicherweise – per Flugzeug weitertransportiert werden. Kurz bevor wir unser Ziel, den *Bio-Corporation*-Hangar, erreichten, setzte sich Mr. High mit uns in Verbindung.

Ich sagte unserem Chef, wo wir uns

im Moment befanden, und er teilte uns mit, dass eine weitere junge, gut aussehende Frau tot aufgefunden worden war: Zoe Morosco, neunzehn Jahre alt, aus Delaware.

Ein hungriger Stadtstreicher, der in der Bronx nach Essbarem gesucht hatte, hatte ihre Leiche in einem Müllcontainer entdeckt. Sie war auf die gleiche Weise getötet worden wie Ella Harrison und die anderen Mädchen, von denen sich die Organisation aus irgendwelchen Gründen getrennt hatte: mit einer Überdosis Heroin. Nachdem John D. High aufgelegt hatte, schüttelte Phil grimmig den Kopf.

»Es werden immer mehr – immer mehr, verdammt. Wir müssen diesen Teufeln endlich das Handwerk legen, Jerry.«

»Bin ganz bei dir, Partner«, sagte ich. »Jetzt jagen wir den Kidnappern erst mal Sara Fenley ab. Dann sehen wir weiter.«



Sara kämpfte heimlich um ihre Freiheit. Während die beiden Gangster grimmig ihre Meinungsverschiedenheit ausfochten, zog und zerzte die junge Frau unermüdlich an ihren Fesseln und versuchte alles, um sich ihrer zu entledigen. Noch zeichnete sich kein Erfolg ab, aber die attraktive Computerexpertin gab nicht auf.

Ich muss es schaffen, sagte sie sich energisch. Es muss – muss – muss mir gelingen, sonst bin ich verloren. Ich habe gesehen, was diese Verbrecher mit ihren Opfern anstellen. Das möchte ich nicht erleben.

Die Zeit drängte. Saras Puls raste. Sie unternahm weiter alle Anstrengungen, um freizukommen, denn wenn sie sich nicht selbst half, half ihr niemand.

Ihr war schmerzlich bewusst, dass sie

auf sich allein gestellt war. Wer hätte ihr beistehen sollen? Es wusste ja niemand, wo sie war.

In der Hangar-Ecke brannte noch immer die kerosingetränkte Leiche. Aber das Feuer loderte nicht mehr besonders hoch und würde wohl bald erlöschen. Es würde schwierig sein, den Toten zu identifizieren. Vielleicht sogar unmöglich. So, wie der jetzt schon aussah ...

Sara spürte plötzlich einen kurzen Ruck, und danach schnitten die Fesseln nicht mehr so tief in ihr Fleisch. Sie hatten sich geringfügig gelockert. Das Herz der jungen Frau machte einen Freudensprung.

War das die Chance, auf die sie so sehr gehofft hatte? Es gelang ihr, die Schnüre unbemerkt abzuschütteln. Ihre Nerven vibrierten. Wenn sie jetzt aufsprang und losrannte ... Würde sie es schaffen, den Hangar zu verlassen?

Sie werden mit Sicherheit auf mich schießen, dachte sie aufgeregt. Ich muss im Zickzack rennen, dann können sie mich nicht so leicht treffen.

Der Mann, der auf dem Beifahrersitz gesessen und seinen verletzten Komplizen erschossen hatte, holte ein Springmesser heraus.

»Auf geht's, Baby«, sagte er zu Sara. »Catherine wartet. Du kannst dich auf eine Menge Spaß freuen. Was heute noch alles auf dich zukommt, hast du garantiert bisher nicht erlebt. Man wird dich gewissermaßen zu neuen Ufern bringen. Da, wo es bei anderen aufhört, fängt es bei Cathy erst an. Bei der sind ein paar wahre Meister ihres Fachs am Werk. Die werden dir eine Lektion erteilen, die dich nachhaltig für dein weiteres Leben prägen wird.«

Er kam näher. Sara wartete auf den – hoffentlich – richtigen Moment, und als sie ihn für gekommen hielt, sprang sie auf.

Der Gangster war so perplex, dass er nicht sofort reagierte. Er riss die Augen auf, und ein verstörtes »Verdammt!« entfuhr ihm, und dann landete Sara einen schwungvollen Volltreffer zwischen seinen Beinen.

Der Schmerz zwang ihn, laut aufzubrüllen und sich zu krümmen. Er ließ das Messer fallen. Eine rote Wolke waberte vor seinen Augen. Sara stieß ihn mit beiden Händen zurück.

Er stolperte, landete auf dem Boden, wand und krümmte sich, war im Augenblick keine Gefahr mehr für Sara. Der Russe hingegen sehr wohl.

Ihm war klar, dass er die blonde Softwaretesterin nicht entkommen lassen durfte, denn die Organisation machte mit Versagern kurzen Prozess. Wenn die Gekidnappte nicht, wie beschlossen, bei Catherine abgeliefert wurde, gab es jede Menge Ärger, und darauf war der Russe verständlicherweise überhaupt nicht scharf.

Sara Fenley packte den Stuhl, an den sie gefesselt gewesen war, und hielt sich den Gangster damit wie eine Dompteuse vom Leib. Sie wich mit kleinen Schritten zurück.

Der Russe schüttelte mit finsterner Miene den Kopf. »Süße, was soll das? Glaubst du wirklich, ich lasse dich abhauen? Stell den Stuhl hin und nimm Vernunft an.«

Sein Kumpel quälte sich ächzend auf die Beine. Speichel glänzte auf seinen Lippen. Er starrte Sara mit blutunterlaufenen Augen an, beschimpfte sie unflätig und riss seine Kanone hasserfüllt heraus.

Im Moment schien ihm alles egal zu sein. Vielleicht wollte er Sara sogar tot sehen, weil sie ihm so verflucht wehgetan hatte. Sie schleuderte den Stuhl gegen den Russen, wirbelte herum und rannte panisch los.

Der Russe stieß den Stuhl mit vorge-
strecktem Arm grimmig zur Seite und

lief ihr nach. Sein Komplize blieb, wo er war, weil er noch nicht laufen konnte.

Er drückte einfach nur ab. Es krachte laut, die Kugel pfiff knapp am Russen vorbei, Sara zuckte heftig zusammen, taumelte, stolperte und schlug lang hin.

Der Russe erstarrte. »Gottverdammich!« Er glotzte seinen Komplizen entgeistert an. »Bist du irre? Du hast sie ...«

»Hätte ich sie abhauen lassen sollen?«

»Ich hätte sie eingeholt.«

»Glaube ich nicht.«

»Mich zwingst du zuerst mit vorgehaltener Waffe, die Finger von ihr zu lassen, und du legst sie ein paar Minuten später um?«, wettete der Russe fassungslos. »Meine Fresse, wie finde ich das denn?« Er zeigte auf Sara, die ausgestreckt auf dem Boden lag. »Das badest du jetzt gefälligst ganz alleine aus. Dafür halte ich meinen Kopf nicht hin.«

»Sie hat das provoziert.«

»Die Frau hatte einen Marktwert, Mann«, schrie der Russe wutschnaubend. »Du hast der Organisation mit deiner Unbeherrschtheit einen erheblichen finanziellen Schaden zugefügt. Man wird dich dafür zur Rechenschaft ziehen, und ich kann nicht einmal sagen, dass mir das leidtut. Im Gegenteil. Es freut mich, dass du jetzt bis zur Halskrause in der Scheiße steckst.«

»Halt lieber den dämliches Maul, sonst ...«

Sara, die beim Sturz kurz das Bewusstsein verloren hatte, kam stöhnend zu sich.

Der Gangster, der geglaubt hatte, sie erschossen zu haben, seufzte erleichtert. »Die ist ja gar nicht ...«

Sara stemmte sich benommen hoch. Rote, gelbe, grüne und blaue Kreise tanzten vor ihren Augen. Sie zog die Beine an und erhob sich ungelenkt.

Der Betonboden schien unter ihren Füßen zu schaukeln und Wellen zu schlagen. Es fiel ihr schwer, auf den Bei-

nen zu bleiben. Ihre Knie waren weich wie Gummi.

Sie spürte ein heißes Brennen am rechten Oberarm. Die Kugel hatte sie zum Glück nur gestreift und geringfügig verletzt. Sie blutete kaum.

Ihre Stirn, mit der sie heftig auf den Boden geknallt war, wies eine deutliche Rötung auf. Der Mann, den sie in den Unterleib getreten hatte, konnte schon wieder grinsen.

»Ist kaum der Rede wert, was du abgekriegt hast«, stellte er trocken fest. »Bei Catherine wird man dir Schlimmeres zufügen.« Er stieß Sara zum Wagen. »Los! Einsteigen! Du hast uns schon lange genug geärgert. Es wird Zeit, dass wir dich loswerden.«

Von der Leiche, die die Gangster angezündet hatten, stieg nur noch dunkler Rauch auf. Das Feuer war erloschen. Es hatte kaum etwas von dem Toten übrig gelassen. Sara schaute nicht hin. Resigniert und mit schweren, schleppenden Schritten näherte sie sich dem Chevrolet. Sie hatte sich schweren Herzens damit abgefunden, dass ihr Schicksal besiegelt war, fühlte sich seelisch gebrochen.

Wie konnte ich so dumm sein, zu glauben, dass ich eine echte Chance habe?, ging es ihr durch den Sinn.

Sie war zutiefst frustriert und seelisch schwer angeschlagen. Ihre Kehle wurde eng, Tränen traten ihr in die Augen. An einen zweiten Fluchtversuch dachte sie nicht mehr, weil sie meinte, dass er ebenso zum Scheitern verurteilt gewesen wäre wie der erste. Als sie sich bückte, um in den blutverschmierten Wagen zu steigen, geschah etwas völlig Unerwartetes. Etwas, das für Sara an ein Wunder grenzte.

»FBI!«, rief plötzlich jemand – irgendwo.



»Hände hoch!«, schnarrte Zeerookah.

»Weg vom Wagen!«, befahl Joe Brandenburg. »Los! Los! Los!«

»Wir wollen eure Hände sehen!«, rief Steve Dillaggio.

Die Kidnapper gehorchten nicht. Ihre Augen irrlichterten panisch hin und her. Stinkender Rauch stieg hinter ihnen hoch. Ich sah einen kleinen schwarzen Haufen Etwas.

»Habt ihr was mit den Ohren?«, fragte Phil ungeduldig.

Wir rückten in breiter Front näher.

»Sara!«, rief ich.

Sie drehte sich um. Ich winkte sie zu mir. Sie setzte sich in Bewegung. Einer der Gangster stürzte sich auf die junge Frau und hielt ihr seine Waffe an den Kopf.

Mir stockte der Atem. Sara Fenley stieß einen ängstlichen Schrei aus. Der zweite Verbrecher streckte verstört die Hände so hoch, als wollte er das Hangarblech, das sich über uns allen wölbte, erreichen.

»Nicht schießen!«, krächzte er angst-erfüllt. »Nicht ... schießen ...!«

»Steckt eure Waffen weg, sonst jage ich der Kleinen eine verdammte Kugel in den Schädel!«, drohte der Kidnapper, der sich Sara gekrallt hatte.

»Was soll das werden, Mann?«, ärgerte sich Steve.

»Halt's Maul, G-man!«, brüllte der Typ hinter Sara hypernervös.

Um die Situation zu entschärfen, schob ich meine Glock ins Holster und nickte Phil, Zeery, Joe und Steve zu, damit sie meinem Beispiel folgten.

Wir durften nicht riskieren, dass der Gangster – er hatte mit Sicherheit einen verflucht nervösen Zeigefinger – seine Drohung wahr machte, obwohl es uns gewaltig gegen den Strich ging, dass diese Schurken mit Sara Fenley ver-

schwanden. Der Mann, der uns angstschlotternd angefleht hatte, nicht zu schießen, fing sich wieder.

Vor wenigen Augenblicken war es ihm noch mental ziemlich dreckig gegangen, doch nun war er wieder wohlauf und leistete sich sogar ein breites Grinsen. »So schnell kann sich das Blatt wenden«, spottete er.

»Ihr macht einen großen Fehler«, behauptete Zeerookah.

»Ist deine unmaßgebliche Meinung, G-man.«

»Wir kriegen euch«, knurrte Steve. »Wenn nicht jetzt, dann irgendwann.«

»Ich fürchte, ich muss dich enttäuschen, Fed. Nicht jeder Wunschtraum wird wahr.«

Wir mussten zähneknirschend zulassen, dass sich die Verbrecher mit ihrer zitternden Geisel im Krebsgang dem Chevrolet näherten. Ich hätte viel darum gegeben, sie am Verlassen des Hangars hindern zu können, doch im Moment hatten sie eindeutig die besseren Karten.

Solange Saras Leben in Gefahr war, waren uns die Hände gebunden. Die Verbrecher wollten, dass wir uns an die Wand stellten.

Wir waren gezwungen, wenn auch widerstrebend, zu gehorchen. Zeerookah erklärte den Entführern voller Groll, ihre Visagen hätten sich unauslöschlich in unsere Köpfe eingebrannt. Er hätte das besser für sich behalten, denn seine Worte brachten die ehrlosen Schurken auf die hässliche Idee, uns umzulegen, bevor sie mit Sara abfuhr.

Wir standen wie Schießbudenfiguren im Abstand von jeweils ungefähr einem Yard voneinander entfernt an der Blechwand. Knisternde Spannung lag in der Luft.

Noch herrschte eine ganz eigenartige Stille im Hangar. Doch in wenigen Augenblicken würden die ersten Schüsse aufpeitschen, und dann fragte es sich nur, wen es von uns zuerst erwischen

würde. Meine Augen brannten höllisch, und es kribbelte ganz gewaltig in meinen Fingern.

Die Kidnapper brauchten nur einen einzigen winzigen Fehler zu machen, dann würde meine Hand so schnell wie noch nie zur Glock zucken.

Ich wartete darauf, fieberte diesem einen Moment, der alles entscheiden konnte, glühend entgegen. Sie erreichten den Wagen. Noch hatte Sara die Waffe an ihrem Kopf. Aber was war, wenn sie einstieg?

Wenn es mir möglich gewesen wäre, mit ihr telepathischen Kontakt aufzunehmen, hätte ich sie aufgefordert, sich fallen zu lassen, sobald sich der Griff des Gangsters lockerte, der sie in seiner Gewalt hatte.

Vielleicht erahnte sie meinen Wunsch. Oder sie kam selbst auf diese glorreiche Idee. Auf jeden Fall passierte es – und dann brach die Hölle los.

Sobald Sara Fenley nach unten sackte, flog meine Hand zur Glock. Doch nicht nur meine. Auch Phil, Zeerookah, Steve und Joe hatten genau auf diesen einen Augenblick gewartet und handelten blitzschnell.

Schüsse bellten. Mündungsfeuer flammten auf. Kugeln flogen hin und her. Wir blieben unversehrt. Die Kidnapper nicht. Während sie zusammenbrachen, rasselte sich Sara auf und hetzte auf mich zu.

Ich fing sie auf, schob sie hinter mich und sagte: »Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Dann lief ich, die Glock schussbereit in der Faust, mit Phil, Zeerookah, Steve Dillaggio und Joe Brandenburg zu den Gangstern. Der eine röchelte.

Der andere schrie vor Schmerzen. Beide waren mehrfach getroffen, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt. Wir entwaffneten und fesselten sie. Zeery las ihnen ihre Rechte vor. Phil rief einen Krankenwagen.

»Was habt ihr dort hinten verbrannt?«, wollte Steve wissen. Er zeigte

auf den Rauch, der nach wie vor in der Hangar-Ecke aufstieg.

»Unseren Kumpel ...«, bekam er von einem der beiden zur Antwort. »Hat 'nen Querschläger abgekriegt ... Da war nichts mehr zu machen ...«

Ich kehrte um und ging zu Sara, die kreidebleich und heftig zitternd an der Blechwand lehnte. »Ich bin Special Agent Cotton.«

Sie nahm es nickend zur Kenntnis.

»Wie geht es Ihnen?«, erkundigte ich mich.

»Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie so große Angst«, flüsterte die Computerexpertin aufrichtig. »Ich dachte, ich würde das hier nicht überleben.«

»Es ist vorbei«, sagte ich so sanft wie möglich. »Sie haben es überstanden.«

»Ich werde diesen Horror bis ans Ende meiner Tage nicht vergessen.«

»Das glaube ich Ihnen gerne.«

»Ich war für den widerwärtigen Sumpf dieser gewissenlosen Verbrecher vorgesehen. Sie wollten mich ... Ich hätte ...«

»Lassen Sie sich mit Ihrer Aussage Zeit!«

»Sie haben ihren schwer verletzten Komplizen auf der Fahrt hierher direkt neben mir erschossen«, kam es tonlos über Saras bebende Lippen. »Direkt neben mir«, wiederholte sie erschüttert. »Er wollte, dass sie ihn zu einem Arzt bringen, doch sie sagten, das wäre nicht möglich. Stattdessen haben sie ihn eiskalt getötet. Und dann ... und dann haben sie ihn ... ver-verbrannt ...« Sie brach in Tränen aus.

Ich ließ sie weinen. Sie brauchte das jetzt, um über den erlittenen Schock hinwegzukommen. Tränen reinigen die Seele, sagt man.

Der Krankenwagen traf ein. Sara Fenley und die Gangster wurden erstversorgt. Phil kümmerte sich darum, dass die verbrannte Leiche abgeholt wurde.

Wir verließen den Hangar, und plötzlich war mir, als würde eine Eishand über meinen Rücken streichen. »Phil!«

Er ging zwei Schritte vor mir, drehte sich um und sah mich an. Ich winkte ihn zurück.

»Was gibt's?«, fragte mein Partner.

Ich senkte den Kopf. »Der Bursche mit dem Fernglas«, sagte ich und bemühte mich, wie ein Bauchredner, die Lippen nicht zu bewegen.

Ich bat Zeerookah, Steve und Joe, in ihren Wagen zu steigen und loszufahren. Sie stellten keine Fragen, taten es einfach, während ich mir den Anschein gab, als hätte ich im Hangar irgendetwas vergessen. Wir gingen in die »Flugzeuggarage« zurück.

»Diesmal müssen wir ihn kriegen«, sagte ich zu Phil. »Noch einmal darf er uns nicht entkommen.«

Wir verließen den Hangar durch eine kleine Seitentür. Sie quietschte zwar, aber zum Glück nur ganz leise. Ich zog die Glock. Der Neugierige war noch da.

Er wartete wahrscheinlich darauf, dass wir in Kürze noch einmal vorne rauskamen und zu meinem roten Jaguar gingen. Auf die Idee, wir könnten ihn bemerkt haben, schien er noch nicht gekommen zu sein.

Wir pirschten uns geduckt an ihn heran. Er war von hohen Büschen verdeckt, fühlte sich offenbar sicher. Vermutlich wäre er mir nicht aufgefallen, wenn ihn sein spiegelndes Fernglas nicht verraten hätte. Jetzt sah ich kurz seine braune Lederjacke zwischen dichten grünen Blättern glänzen. Du schaust in die falsche Richtung, Freundchen, dachte ich erfreut. Gut so. Hör nicht auf damit. Mein Partner und ich drifteten auseinander. Wir standen gehörig unter Druck. Diese Aktion durfte nicht schiefgehen.

Das Grünzeug am Pistenrand nahm uns auf, umschmeichelte meine Beine, streichelte meine Schultern wie einen guten Freund. Wie lange wird es dau-

ern, bis er uns wahrnimmt?, fragte ich mich. Und mein nächster Gedanke war: Hoffentlich ist er nur mit dem Fernglas bewaffnet ...

Phil verschwand im Blättermeer. Ich setzte jeden Schritt so konzentriert und so kontrolliert wie möglich, damit mich kein brechender dürrer Zweig und kein klatschendes Blatt verriet, denn der Bursche war ein Meister im Verduften. Das hatte er mehrfach bewiesen.

Irgendwann würde er einen von uns bemerken *müssen*, aber ich hoffte, dass es dann für ihn zu spät war, die Biege zu machen. Je näher ich seiner Position kam, desto kleiner wurde ich. Als ich fast auf Gartenzwerggröße geschrumpft war, verriet sich mein Partner mit einem kaum wahrnehmbaren Geräusch. Es reichte aber doch, um den Fernglasman aufzuscheuchen und ihn zu veranlassen, sich eilends zurückzuziehen.

Jetzt brauchten wir uns nicht mehr zu bemühen, leise zu sein. Als der Kerl losstürmte, rannten wir wie Springböcke durch das dichte Gestrüpp hinter ihm her.

»Bleiben Sie stehen!«, hörte ich Phil rufen. »FBI!«

Der Mann blieb natürlich nicht stehen. Er lief sogar noch schneller. Als hätte Phils Ruf bei ihm eine Zusatzrakete gezündet.

Zweige peitschten gegen meinen Kopf. Ich schützte mein Gesicht mit erhobenen Armen, und als mich die Natur endlich freigab, gerann das Blut in meinen Adern, denn ...

Ich riss entsetzt die Augen auf. Der Voyeur hatte seinen Wagen erreicht, aber diesmal genügte die Zeit nicht, um einzusteigen und zu verschwinden. Er war gezwungen, sich zu stellen, und tat dies mit einer Pumpgun, die er blitzschnell aus dem Fahrzeug holte und eiskalt auf meinen Partner richtete, als dieser aus dem Dickicht kam.

Ich rief Phil eine Warnung zu. Er warf sich augenblicklich auf den Boden. Sel-

ten lagen meine Nerven so blank wie in diesem Augenblick.

Die Pumpgun und meine Glock krachten fast gleichzeitig. Ich hatte einen beinahe nicht messbaren Moment früher abgedrückt, und meine Kugel bewirkte, dass der Typ mit der Lederjacke seinen Schuss verriss.

Die Schrotladung perforierte glücklicherweise nur den Himmel und nicht meinen Partner. Der Verbrecher ließ mit schmerzverzerrtem Gesicht die Pumpgun fallen und kippte durch die offene Tür in den Wagen.

Ich näherte mich ihm mit der Dienstwaffe im Anschlag. Unter meiner Haut marschierte eine Ameisenarmee. Der Bursche durfte jetzt nicht den Fehler machen, irgendeine andere Waffe hervorzuzaubern, denn das hätte üble Folgen für ihn gehabt. Ich erreichte ihn, setzte ihm meine Pistole ans Herz und tastete ihn rasch ab. Ich fand eine Beretta, die in seinem Gürtel steckte. Nachdem ich sie an mich genommen hatte, wollte ich ihm Handschellen anlegen, doch das erwies sich als unnötig, weil er – nicht mehr lebte ...



Es war Phil, der feststellte, dass ich mich geirrt hatte. Der Mann, auf den ich geschossen hatte, war noch nicht tot, aber er würde es bald sein, wenn er nicht schnellstens operiert wurde. Ein Krankenwagen hätte in seinem Fall nicht gereicht, deshalb rief Phil eine Heli-Ambulanz für den Mann, der uns wie ein Schatten überallhin gefolgt war. Laut den Papieren, die wir bei ihm fanden, hieß er Quentin DePazza.

»Nie gehört«, sagte Phil.

»Wer hat den auf uns angesetzt?«

»Einer, der über jeden unserer Schritte Bescheid wissen möchte«, gab Phil zur Antwort. »Wir werden ihn fra-

gen, sobald er wieder bei Bewusstsein ist.«

Der Mann kam allerdings nicht zu sich. Ein Hubschrauber holte ihn ab. Die Gesichter der Sanitäter sprachen Bände, sobald sie DePazza untersucht hatten.

Es sah nicht gut aus für ihn, aber es würde natürlich alles getan werden, um ihn am Leben zu halten. Ob das auch gelingen würde, stand auf einem anderen Blatt.

DePazzas Lebensfaden war verdammt dünn. Er konnte jederzeit reißen. Wir hätten viele Fragen an ihn gehabt. Würden wir sie ihm jemals stellen können?

Man sagte uns, in welches Krankenhaus man ihn bringen würde. Dann hob der Helikopter brüllend ab und trug ihn fort. Wir blieben in einer dichten Staubwolke zurück. Während die Ärzte stundenlang um Quentin DePazzas Leben kämpften, nahmen unsere Spurensicherungsleute den Chevrolet, in Carbon Flash Metallic, und Quentin DePazzas Wagen auseinander.

Wir schauten uns derweil DePazzas Bankkonto und sämtliche dort verbuchten Geldbewegungen an, und Zeerookah stellte gleichzeitig mit Steve Dillaggio und Joe Brandenburg DePazzas Wohnung auf den Kopf.

Sie fanden etliche Fotos und Videoaufzeichnungen von meinem Partner und mir. DePazza hatte uns eifriger gestalkt, als wir es mitbekommen hatten.

Aber in wessen Auftrag? Darauf fand sich nirgendwo eine Antwort. Das hätte uns, wie es aussah, nur Quentin DePazza selbst verraten können, aber der rang zurzeit mit dem Tod.

In unserem Archiv war sein seitenlanges Sündenregister aufgelistet: Einbruch, Diebstahl, unerlaubter Waffenbesitz, Nötigung, Bestechung, Erpressung, schwerer Raub, Totschlag ... Viele Delikte hatte man ihm nicht nach-

weisen können, obwohl nahezu zweifelsfrei feststand, dass er sie begangen hatte. Für mich wog besonders schwer, dass er meinen Partner fast mit seiner Pumpgun abgeknallt hätte.

Mit Sara Fenleys unschätzbbarer Hilfe und mit dem Material, das Supervisory Special Agent Dr. Ben Bruckner und seine cleveren Kollegen zutage befördert hatten, konnten wir schließlich ein Erdbeben auslösen, das Big Apples kriminelle Unterwelt bis in die Grundfesten erschütterte und zahlreichen Zweigstellen der Organisation entweder schweren Schaden zufügte oder diese gleich ganz zum Einsturz brachte.

Gut getarnte Geheimbordelle, illegale Porno-Zirkel, menschenverachtende Sklavenhändler-Plattformen, verbotene Folter-Klubs und rechtswidrige Internetplattformen flogen auf. Versteigerungen junger entführter Frauen wurden gestoppt. Die sogenannten Fänger der Organisation wurden nacheinander aus dem Verkehr gezogen.

Eine gigantische Verhaftungswelle rollte durch die Stadt, und so mancher Ganove versuchte, sich ganz schnell mildernde Umstände zu verschaffen, indem er alles aussagte, was er wusste – was dann gleich wieder neue Festnahmen zur Folge hatte. Ein höchst erfreulicher Dominoeffekt war das.

Da, wo die gekidnappten Opfer »zwischenengelagert« und, von einer Frau namens Catherine Zane beaufsichtigt, auf ihr zukünftiges Leben in einem Sumpf widerwärtigster Triebgier vorbereitet wurden, schlugen wir ebenfalls mit der Wucht einer Granate ein. Die Ernte, die das FBI an diesem Tag einfahren konnte, war beachtlich, und uns kam zum ersten Mal zu Ohren, aus welchem Grund Ella Harrison möglicherweise hatte sterben müssen. Doch das ließ sich im Moment noch nicht beweisen. Ein Anruf sollte schließlich die erhoffte Wende bringen ...



Quentin DePazza lag auf der Intensivstation. Er war dem Totengräber gerade noch einmal von der Schippe gerutscht. Wir sahen aus wie Ärzte, trugen grüne Häubchen, grüne Kittel und grüne Überschuhe. Man wollte Keimen und Bakterien keinen Spielraum lassen.

Der Mann, der uns so beharrlich verfolgt hatte, war bei Bewusstsein. Wir durften nur wenige Minuten bei ihm bleiben. Der Stationsarzt hätte uns am liebsten gar nicht zu DePazza gelassen, das sagte er uns ganz offen.

Aber er sah ein, dass unser Besuch für die restlose Aufklärung des Falls immens wichtig war, deshalb schickte er uns nicht gleich wieder fort.

Unendlich langsam drehte der Patient den Kopf, musterte Phil und mich und quälte sich sodann ein schmales Grinsen ab. »Keine Blumen?«

»Vielleicht beim nächsten Mal«, gab ich zurück.

»Kommt darauf an, wie sehr Sie sich um unsere Gunst bemühen«, sagte Phil. »Sie wollten mich immerhin erschießen.«

»Ich war in Panik.«

»Wer hat Ihnen geraten, das zu sagen?«, fragte ich nüchtern.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, sagte der Stalker kraftlos.

»Sie kamen auf dem Weg in den Operationssaal kurz zu sich«, meinte Phil.

»Kann schon sein.«

»Sie erinnern sich nicht?«, wollte mein Partner wissen.

»Ist das schlimm?«

»Sie wissen nicht mehr, dass Sie mit einer OP-Schwester gesprochen haben?«, hakte Phil nach.

»Nein. Habe ich sie angemacht?«

»Sie dachten, Sie würden sterben ...«, begann mein Freund.

»Es war ja auch verdammt knapp, wie die Ärzte mir berichteten.«

»... und wollten noch schnell Ihr Gewissen erleichtern«, vollendete Phil den Satz.

»Was immer ich gesagt habe – es zählt nicht vor Gericht.«

»Wer hat Sie auf uns angesetzt, DePazza?«, fragte ich eindringlich.

»Warum haben Sie uns so hartnäckig gestalkt?«, kam es von meinem Partner.

»Ich bin sehr müde.« Quentin DePazza seufzte.

»Sie haben der OP-Schwester einiges erzählt«, sagte Phil.

»Ich war schon halb im Jenseits.«

»Deshalb kam auch nur noch die Wahrheit über Ihre Lippen«, erwiderte er.

»Was habe ich der Frau gebeichtet?«

Ich sagte es ihm und forderte ihn auf, seine Aussage zu bestätigen. Er schwieg und überlegte so lange, bis es meinem Partner zu bunt wurde.

»Herrgott, DePazza!«, platzte es aus Phil heraus. »Die Organisation ist am Ende. Wir haben sie zerschlagen. Es gibt sie nicht mehr ...«

Der stämmige Stationsarzt erschien, zeigte auf seine Armbanduhr und forderte uns mit strenger Miene auf, zu gehen. Phil bat ihn um weitere fünf Minuten.

Der Doktor schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht verantworten, Agent Decker.«

Ich hätte nicht gedacht, dass sich DePazza daraufhin auf unsere Seite stellen würde.

»Fünf Minuten, Doc«, meinte er und nickte matt. »Seien Sie unbesorgt, ich schaffe das.«

Der Mediziner musterte ihn zweifelnd. »Sind Sie sicher?«

»Ich bin okay, Doc.«

Der Stationsarzt senkte den Blick. »Na schön«, dehnte er. »Noch fünf Minuten. Aber dann ...« Er sah uns finster

an und zog sich merklich widerstrebend zurück.

Sobald er draußen war, bestätigte DePazza, was er der OP-Schwester anvertraut hatte.

Er füllte sogar noch die ein oder andere Lücke mit wichtigen Details auf, weil ohnedies schon alles den Bach heruntergegangen war und er auf nichts und niemanden mehr Rücksicht zu nehmen brauchte, wie er meinte. Er versprach uns außerdem, sich als Kronzeuge zur Verfügung zu stellen, sobald er wieder auf den Beinen war. Reiner Tisch – reines Gewissen, lautete jetzt Quentin DePazzas Motto.

Das Ganze nahm nicht einmal die vollen fünf Minuten in Anspruch, um die Phil gebeten hatte.

Als wir uns verabschiedeten, sagte DePazza müde: »Agent Decker.«

»Ja?«

»Die Pumpgun ...« Der Gangster schluckte trocken. »Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber ... ich bin froh, dass ich Sie nicht getroffen habe.«

Phil lächelte. »Ich auch.«



Wir verließen das Hospital. Bevor wir in meinen Jaguar stiegen, rief ich Hugh Harrison in seinem Hotel an, um ihm mitzuteilen, dass wir den Fall gelöst hatten und es keine offenen Fragen mehr gab.

Er wollte verständlicherweise Einzelheiten wissen, vor allem, was seine Tochter bis zu ihrem Tod hatte erleben müssen und wer dafür verantwortlich war. Ich riet ihm, sich von seinem Anwalt fernzuhalten.

Er horchte auf. »Wieso?«

»Ella fiel einer Organisation in die Hände, die auf Menschenhandel und Sexversklavung spezialisiert war und im hintersten Winkel des Internets – da, wo es besonders schmutzig ist – agierte.«

»Was hat das mit Murray Coulter zu tun?«, wollte der Texaner wissen.

»Er war der Kopf der Bande.«

»Was?«, schrie der Rinderbaron.

Ich führte weiter aus: »Er ließ uns von einem Mann namens Quentin DePazza auf Schritt und Tritt bespitzeln, um über unsere gesamten Aktivitäten Bescheid zu wissen, und hielt sich selbst weitgehend im Hintergrund. Kaum einer kannte ihn, den großen Boss. Ein sogenannter Fänger machte sich an Ella heran und übergab sie der Organisation zur weiteren Verwendung. Man machte sie mit harten Drogen gefügig. Sie musste in einem Nobelbordell arbeiten, in dem neben viel Prominenz auch Murray Coulter Stammgast war. Obwohl er dort immer maskiert erschien, hat Ella ihn an einem Feuermal an seiner linken Schulter erkannt – und deshalb musste sie sterben.«

»Dieses dreckige, hinterhältige perverse Schwein!«, brüllte mir Hugh Harrison aufgewühlt ins Ohr. »Ich habe ihm vertraut ...«

»Er wird kriegen, was er verdient«, versicherte ich dem Texaner. »Wir sind praktisch schon auf dem Weg zu ihm.«



In Murray Coulters Kanzlei herrschte Panik. Aber nicht unseretwegen, sondern weil Hugh Harrison mit einem Revolver in der Faust aggressiv brüllend und mit hassloderndem Blick an allen Mitarbeitern vorbei in das Büro des Anwalts gestürmt war.

Niemand hatte den Mut aufgebracht, sich ihm in den Weg zu stellen. Alle

hatten ihn für wahnsinnig gehalten und Angst um ihr Leben gehabt.

Der Texaner hatte den kürzeren Weg gehabt, deshalb war er schneller zur Stelle gewesen als wir. Sein Hotel befand sich nur zwei Blocks von Murray Coulters Kanzlei entfernt. Als wir dort eintrafen, fiel ein Schuss.

Meine Kopfhaut zog sich jäh zusammen. Wir sprinteten in Coulters Büro. Der Anwalt lehnte kreidebleich an der mit Eichenholz getäfelten Wand, war getroffen, aber nicht tödlich verletzt, weil zu viel Wut im Bauch aus dem Rinderbaron einen miserablen Schützen gemacht hatte.

Er wollte gerade noch einmal abdrücken. Ich warf mich dazwischen. Das war verdammt riskant, aber ich erreichte, was ich wollte.

Ich prallte mit voller Wucht gegen den kräftigen Texaner. Er drückte zwar ab, doch ich hatte seinen Revolverarm bereits nach unten geschlagen, und die Kugel bohrte sich in den teuren seidenen Orientteppich.

Wir stürzten beide keuchend zu Boden. Ich entriss Harrison die Waffe.

Er versuchte, sich schlagend, strampelnd, stoßend und sich windend unter mir hervorzukämpfen und brüllte: »Lassen Sie mich, Cotton! Verdammt, lassen Sie mich diesen Bastard killen! Er hat meine Tochter auf dem Gewissen!« Er war so sehr in Rage, dass er nicht begriff, was das für Folgen gehabt hätte.

»Wollen Sie wirklich seinetwegen hinter Gitter landen?«, stieß ich atemlos hervor. »Mann, reißen Sie sich zusammen! Kommen Sie zu sich, Harrison! Nehmen Sie Vernunft an! Er ist das nicht wert! Sie können sich darauf verlassen, dass er nicht ungeschoren davonkommt. Er wird im Gefängnis langsam verrotten. Das ist schlimmer als ein schneller Tod. Geben Sie sich damit zufrieden.«

Endlich gab er auf und entspannte sich so merklich, dass ich guten Gewis-

sens von ihm ablassen konnte. Als ich aufstand und dem Rinderbaron auf die Beine half, verdrehte Murray Coulter die Augen und klappte zusammen.

Nicht die Kugel des Texaners, sondern der Schock des Treffers hatte ihn umgehauen. Eine seiner Sekretärinnen erschien, bleich wie ein Gespenst, in der Tür.

Phil trug ihr auf, einen Krankenwagen für ihren Chef zu rufen.

»Ja«, krächzte sie wie betäubt. »Ja, sofort.«

Ich forderte Hugh Harrison auf, in sein Hotel zurückzukehren, und verlangte von ihm, sich zu unserer Verfügung zu halten.

Er nickte mit finsterner Miene, sah

mich lange an und murmelte schließlich: »Danke, Agent Cotton.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Nichts zu danken.«

»Ich hätte ihn ...«

»Sie haben es zum Glück nicht getan«, sagte ich.

»Ja, weil Sie ...«

Ich winkte ab. »Geschenkt.«

Er ging.

An der Pressekonferenz, die noch am selben Tag von Assistant Director in Charge High einberufen wurde, nahmen Phil und ich nicht teil.

Wir sahen uns die Übertragung im Fernsehen an. Bei mir daheim. Mit einem herrlich kühlen, erfrischenden Entspannungsbier in der Hand ...

ENDE

**BASTEI
LÜBBE**

www.bastei.de

Jedem seine Welt.

Liebe Leserinnen und Leser,
wir möchten Ihnen garantieren, dass Sie als Sammler jedes **aktuelle** Exemplar der von Ihnen bevorzugten Serien erhalten. Sollte Ihnen ein Heft fehlen oder es bei Ihrem Händler vergriffen sein, wenden Sie sich bitte an:
Romantruhe-Buchversand, Röntgenstraße 79, 50169 Kerpen-Türnich
info@romantruhe.de, Fax: 02237/924970, www.Romantruhe.de

Sie finden uns auch im Internet: unter **http://www.bastei.de**. Hier können Sie aktuelle Informationen zu unseren Serien und Reihen abrufen, mit anderen Lesern in Kontakt treten, an Preisausschreiben und Wettbewerben teilnehmen oder in Fan-Shops stöbern. Schauen Sie mal rein – es lohnt sich!

BASTEI. Jedem seine Welt.



**BASTEI
LÜBBE**
www.bastei.de

Jede Woche neu –
JERRY COTTON
der erfolgreichste
Kriminalroman der Welt